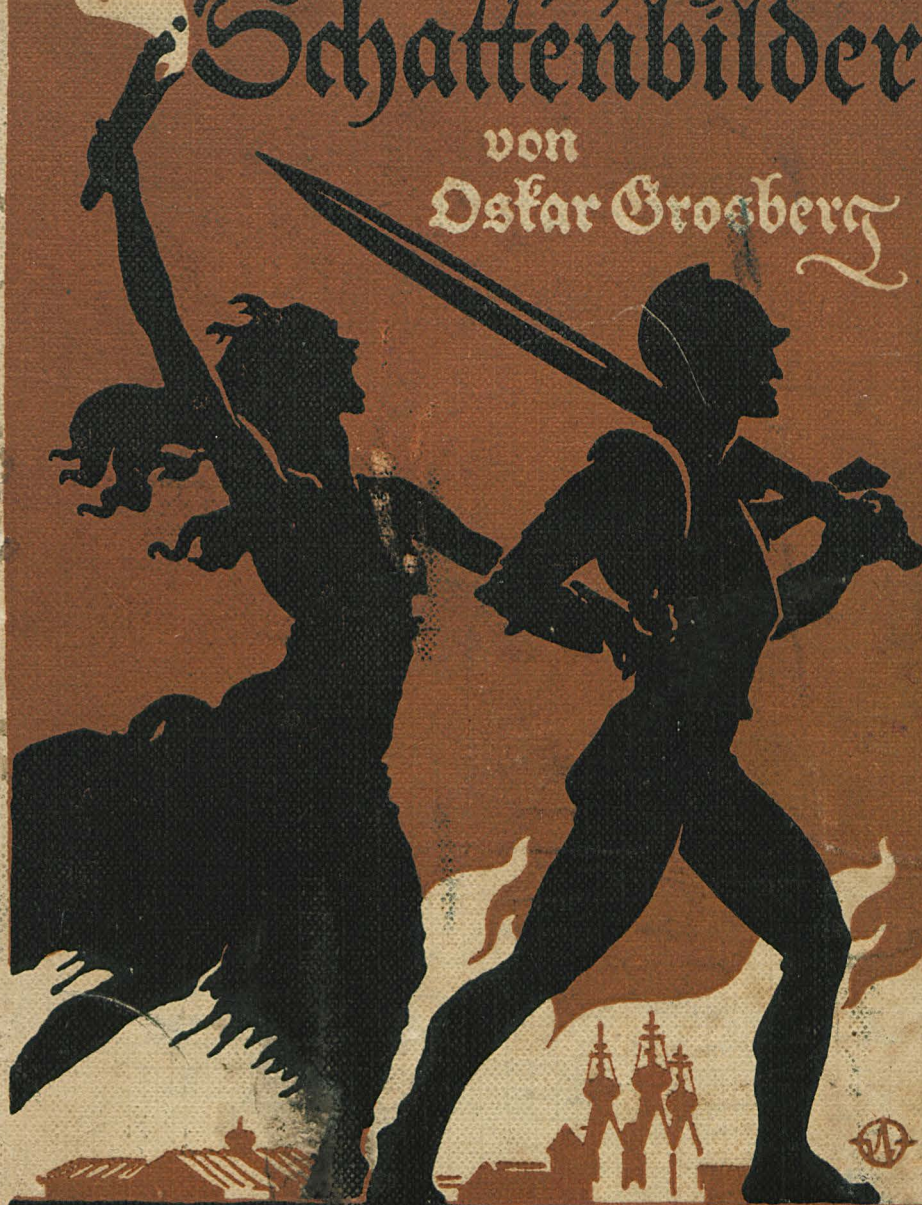


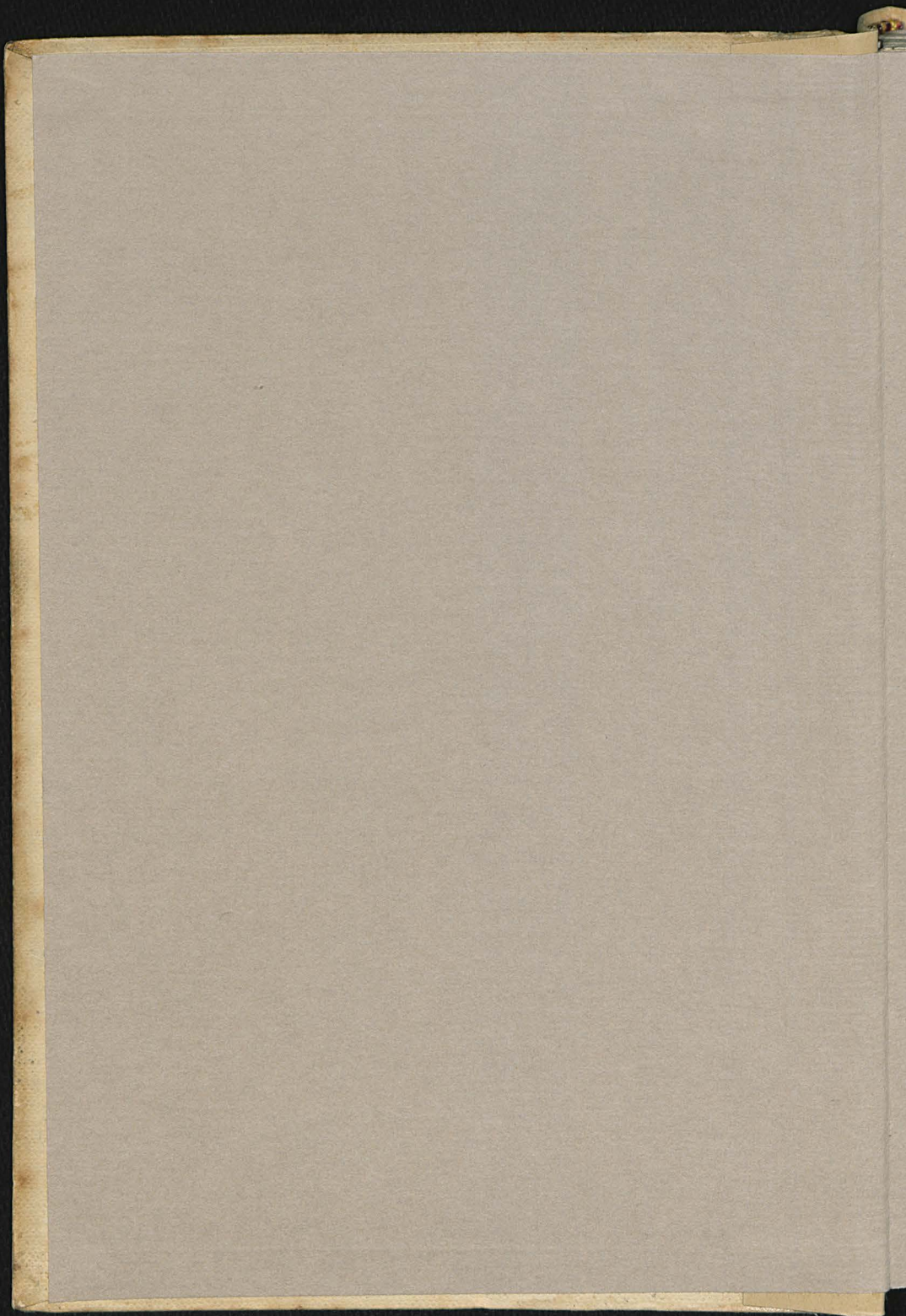
Krieg 1914
18728

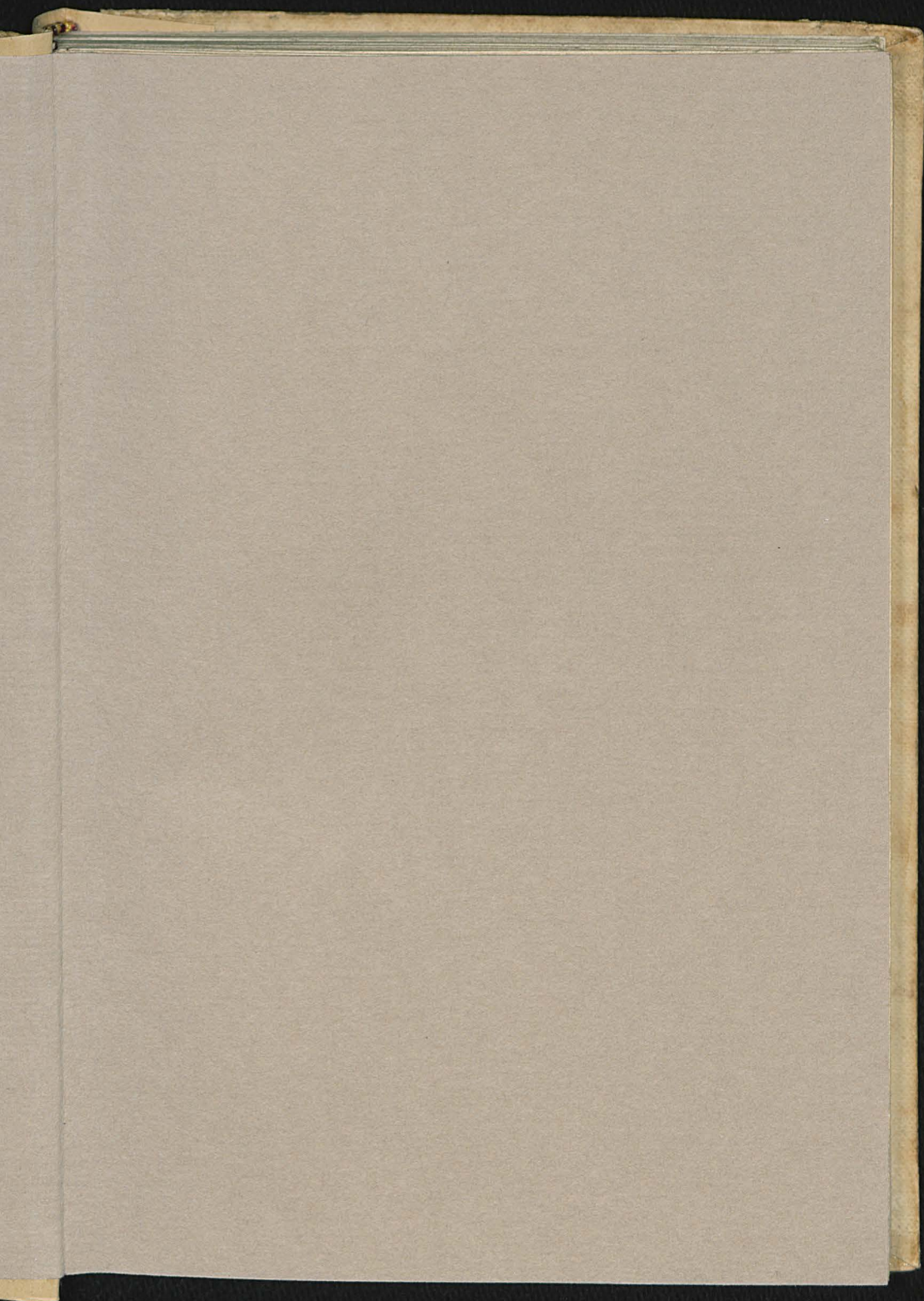
Russische Schattenbilder

von
Oskar Grosberg



• LEIPZIG • C. F. AMELANGS VERLAG •





K 1917.5171

Russische Schattenbilder aus Krieg und Revolution

von

Oskar Grosberg



C. F. Amelangs Verlag in Leipzig



Krieg 1914 18728

Das Übersetzungsrecht wird vorbehalten
Copyright 1918 by C. F. Amelangs Verlag, Leipzig
Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Die Kriegserklärung	5
Panik	11
Der Rasgrom des Gebäudes der deutschen Botschaft	17
Ausweisung	26
Die Teuerung	40
Das revolutionäre Petersburg	60
Zum Teufel ist der Spiritus	71
Zwischenspiele	84
Auf der Eisenbahn	98
Sestrija	114
Die Einnahme von Riga	123

Die Kriegserklärung

Über Petersburg brütete die unerträgliche Glut der nordischen Julihitze; infolge der seit Wochen anhaltenden Dürre waren die Wälder und Torfmoore der Umgegend der Residenz in Brand geraten, und die Rauchwolken verhüllten schon seit Wochen die Sonne, die wie eine rotglühende Kupferscheibe am Himmel hing. Wenn der Abend nahte, und von der Newa ein kühler Hauch wehte, dann legte sich der bituminöse Rauch ganz besonders schwer auf die Lungen und man hatte zeitweilig Mühe zu atmen.

Wenn sonst um diese Jahreszeit „kein anständiger Mensch“ in der Residenz zu sein pflegt, sondern die Freuden des Landlebens auf den Gütern, in den Bädern, im Auslande oder schlechtweg auf der Datsche genießt, so war im Jahre 1914 Petersburg ungewöhnlich belebt. Am politischen Himmel waren schwere Wolken aufgestiegen, und man mußte jeden Augenblick gewärtig sein, daß ein Unwetter von unerhörter Gewalt losbrechen würde. Einmal mußte sich ja doch die angesammelte Elektrizität entladen.

In den Ressorts herrschte bis spät in die Nacht reges Leben. Wenn der Petersburger, der sich eine der sündigen „weißen“ Nächte um die Ohren geschlagen hatte, bei grauendem Morgen aus einem der Tingeltangel heimkehrte, um zu Hause in bleischweren und doch unruhigen Schlaf zu sinken, dann konnte er beobachten, daß in den Ministerien noch gearbeitet wurde, daß Kuriere und Feldjäger auf leichten Gefährten mit schweren Aktenmappen irgend wohin verschwand, oder er sah wohl auch arbeitsmatte Beamte aus

einem der Ministerien treten, fröstelnd den Rockfragen hochschlagen und dem Rauch ihrer Papiros sinnend nachschauen.

Es war klar, daß wichtige Dinge im Gange waren, aber man wollte nur zu gern annehmen, daß die Verwicklungen schließlich doch beigelegt würden. Das mußte doch wohl geschehen, denn andernfalls drohte nicht etwa der Zusammenstoß einer oder zweier Mächte, sondern das, was die Presse seit bald einem Jahrzehnt als Teufel an die Wand gemalt hatte, der Weltkrieg.

Der Weltkrieg! Etwas ganz Ungeheuerliches, ein Kampf, bei dem die neuesten Errungenschaften der Technik in Anwendung kommen würden. Er würde vielleicht in der Luft zum Austrag kommen, oder unter Wasser, — wer mochte das wissen. Jedenfalls mußte der Weltkrieg furchtbar werden, denn einerseits würde niemand klein begeben wollen, andererseits aber kamen da eben die Errungenschaften der Technik in Betracht, die Flugzeuge, die Tauchfähne, die Sprengstoffe usw.

Freilich glaubte man sich damit trösten zu können, daß der Krieg nicht von langer Dauer sein würde, denn man mußte doch vernünftigerweise mit den eminenten, ganz unermesslichen, wirtschaftlichen Interessen, die auf dem Spiele standen, rechnen. Man mochte da reden, was man wollte, darüber, daß als Angelpunkt der modernen Weltordnung die wirtschaftlichen Dinge zu betrachten waren, mußte sich doch jeder nüchtern denkende Mensch klar sein. Man mochte zerstören, was man wollte, aber die wirtschaftlichen Interessen durften in keiner Weise geschädigt werden. Gott, die Fäden liefen ja von hüben nach drüben, nur die ganz Eingeweihten konnten das Gewirr übersehen, und diese ganz Eingeweihten wußten eben, daß Gott Mammon lächelnd auf den vielleicht ausbrechenden Trubel herabschauen, und wenn einige Milliarden verpulvert, ruhig, aber bestimmt sagen würde: nun ist es genug, jetzt Schluß, denn Werte sind gefährdet, die höher stehen und mehr gelten, als internationale Zwistig-

keiten und Unstimmigkeiten. Im übrigen würde aber Gott Mammon durchaus auf seine Rechnung kommen, denn nach jedem Kriege tritt bekanntlich eine Hochkonjunktur ein, die man gerade gebrauchen konnte.

Also, wenn es hoch kommt, dann könnte der Krieg drei Monate, allenfalls ein halbes Jahr dauern. Man durfte eben nicht vergessen, daß ein moderner Krieg drei Dinge erheischt: Geld, Geld und nochmals Geld. Geld ließ sich aber gewiß zu vernünftigeren Dingen verwenden, als zum Kriegsführen. War man doch so schön im Zuge: die Industrie stand im Zeichen der Hochkonjunktur, die Neugründungen schossen wie Pilze aus der Erde, man schloß sich zu Syndikaten und Trusts zusammen; der Handel blühte, die Landwirtschaft gedieh und verhieß der Industrie und dem Handel neue unerschöpfliche Ressourcen, kurzum, es war eine Lust zu leben, und nun sollte all die Herrlichkeit ein jähes Ende finden, weil irgend ein Serbe den österreichischen Thronfolger ermordet, und England, oder Gott weiß wer, dabei die Hand im Spiele gehabt haben soll? Das wäre doch unsinnig gewesen!

So dachten Tausende und Hunderttausende, immerhin konnte man sich aber eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren, denn wenn der Krieg auch nur drei Monate oder ein halbes Jahr dauerte, so würden Verluste doch nicht zu vermeiden sein, — man mußte sich also vorsehen. Andererseits konnte man aber nur zu leicht einberufen werden, wengleich man doch ein Hintertürchen finden konnte; so etwas läßt sich eben mit einigen Hundertern, oder schlimmsten Falles, Tausendern erledigen. Man kennt das ja. Man mußte eben die Dinge an sich herantreten lassen und die Fassung bewahren, man war ohnehin nervös geworden und das Geschäft begann auch einen zappeligen Gang anzunehmen...

Schon seit Wochen und Monaten gärte es in der Arbeiterschaft, in deren Köpfen allerlei wirtschaftliche und politische

Phantome herumsputten. Die Kerls waren schließlich rabiat geworden und sie waren in den Ausstand getreten. Daß sie gerade zur Ankunft Poincarés Barrikaden zu errichten begonnen hatten, war ein übler politischer Witz, wer aber mochte wissen, was aus der ganzen Aktion noch erwachsen konnte!

Am 17. Juli erfuhr man, daß dieser und jener Reichsdeutsche oder Österreicher in aller Stille abgereist sei. Man lächelte über die Bangbürgigkeit gewisser Leute. Am 18. spät abends wollte man noch ganz genau wissen, daß es doch nicht zum Kriege kommen werde, und dann war mit einem Male die Kriegserklärung da, und sie wirkte trotz allem wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Kriegserklärung, Mobilisation, Gottesdienste, Manifeste, patriotische Demonstrationen! Die Arbeiterunruhen, die einen bedrohlichen Charakter angenommen hatten, fanden mit einem Schlage ein Ende; die dienstpflchtigen Mannschaften melden sich bei den Stellungsbehörden, die Kontore und Bureaus leeren sich, jeder Zeitungsfeker findet reißenden Absatz.

Alle anderen Interessen sind ausgeschaltet, der beginnende Krieg verschlingt sie restlos. Handel und Wandel werden aus dem eingefahrenen Geleise geworfen, der riesige Verkehr mit Deutschland hat mit einem Schlage aufgehört, die „traditionelle Freundschaft“ ist wie eine Seifenblase zerplatzt. Man kommt erst allmählich zur Erkenntnis, daß Ungeheueres anhebt.

Die Kammern treten zusammen und sie votieren einstimmig die erforderlichen Kredite. Die unverföhnlichsten Oppositionsmänner sind regierungsfremd geworden, — die schwere Gefahr, die das Vaterland bedroht, zerbricht die Parteischanzen, es gibt weder Kadetten, noch Oktobristen, noch Arbeitsgruppler, Sozis und Rechte, sondern nur noch russische Patrioten, die das parteipolitische Kriegsbeil be-

graben, denn nun gibt es nur ein Ziel, das anzustreben ist: den Sieg.

Den Sieg über den „vermessenen“ Feind, der es gewagt hat, dem heiligen Rußland den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Der Zar erklärt in dem Kriegsmanifest, daß er den Krieg nicht gewollt, daß er aber das Schwert nicht in die Scheide stecken werde, solange ein feindlicher Soldat auf russischer Erde stehe.

Herr Menschikow hatte bereits mit seiner Artikelserie „Wir müssen siegen!“ begonnen, kurzum, man war, wie das ja nicht anders sein konnte, voller Zuversicht und hoffte „Wassili Sedorowitsch“ /— Wilhelm II. —/ gründlich heimleuchten zu können. Die Armee hatte sich nach dem fatalen japanischen Kriege reorganisieren können, und Ssuchomlinow hatte strikt erklärt, daß man ausreichend gerüstet sei und allen Eventualitäten ruhig entgegensehen könne.

Der in Rußland stets prompt arbeitende Apparat der Vorschriften und Verbote setzte mit Derve ein, und von nun an verschwanden diese Verbote nicht mehr aus den Zeitungen und von den Straßenecken, sie schossen wie Pilze aus der Erde, und bald konnte sich niemand mehr in ihnen zurechtfinden, man wußte nur, daß unzählige Dinge verboten waren, — bei 3000 Rubel Strafe, — billiger machte man es nicht.

Und dann die erste große Unbequemlichkeit: das Branntweinverbot. Man tröstete sich damit, daß dieses Verbot nur ein paar Wochen bestehen würde, d. h. während der Mobilisation, die in musterhafter Ordnung verlief. Der Staat konnte doch nicht die drei Milliarden missen, die das Branntweinmonopol einbrachte. Jetzt weniger als je, denn der Krieg würde eine Unmenge Geld verschlingen. Und im übrigen war die Maßnahme nur zu begrüßen, denn wenn es Branntwein gegeben hätte, dann hätte man unangenehme Dinge erleben können.

Doch man grollte nicht, wenigstens anfänglich nicht, denn es war klar: man mußte Opfer bringen. Und man brachte sie voll patriotischer Begeisterung.

Die Wellen der Begeisterung gingen in der Tat hoch, denn man fühlte gleich von der ersten Stunde an, daß der Krieg populär war. Die unheilswangere Stimmung, die in Petersburg geherrscht hatte, war zerstoßen, die Reichsduma hatte allen Zwist und Hader mit der Regierung, die sie en canaille traktiert hatte, vergessen, und Zar Nikolaus, der in den letzten Jahren sich seinem Volke immer mehr entfremdet hatte, war nie populärer gewesen als in den ersten Kriegstagen und -monaten. Man jubelte selbst dem zum Oberfeldherrn ernannten Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch zu, den man bisher nicht mit Unrecht als den hervorragendsten Träger der reaktionären Regierungspolitik betrachtet hatte. Wenn die patriotischen Demonstrationen, die von der Polizei nicht ohne Geschick inszeniert wurden, durch die Straßen zogen, dann wurde neben dem Bilde des Zaren stets das des „Erlauchten Höchstkommmandierenden“ getragen.

Panik

Man lebte still und friedlich in der Sommerfrische, in Sannland, in Peterhof, am Rigaschen Strande oder auf seinen Gütern, wie stets um diese Jahreszeit und genoß die bescheidenen Freuden des Datschenlebens, das den Berufsmenschen für die Strapazen des Winters stärken muß. Aber wenn man früher die einlaufenden Zeitungen gewöhnlich bei Seite gelegt hatte, um sie „später“ zu lesen, so konnte man nun das Eintreffen der Post nicht erwarten und man studierte die Blätter mit großem Eifer, um auf dem Laufenden zu bleiben, denn es sah verflucht ernst aus.

Und da hatte man dann schließlich auch die Bescherung, — der Krieg war erklärt worden! Man stand vor unbegrenzten Möglichkeiten. Die Leute, die aus der Stadt in den Sommerfrischen eintrafen, brachten die neuesten Nachrichten aus der Residenz mit, sie lauteten aufregend genug. Vor allen Dingen wußte man doch nicht, auf welche Seite sich das trügerische Albion schlagen würde, davon hing aber unendlich viel ab. Konnte man einen Überfall der deutschen Flotte auf Petersburg gewärtigen? Höchst wahrscheinlich, denn Menschikow hatte doch in der „Nowoje Wremja“ oft genug über die Möglichkeit eines solchen Überfalles gesprochen, und wenn nun noch die Engländer sich auf die Seite der Deutschen schlugen!

In der Stadt schwirrten in dieser Beziehung die verwegendsten Gerüchte. Man glaubte zu wissen, daß die deutsche Flotte bereits in der Ostsee sei und mit Volldampf voraus

Petersburg zustrebe. Man hatte in Erfahrung gebracht, daß einzelne Institutionen sich für den Fall einer Belagerung verproviantierten, und daß man beabsichtige, die Schätze der kaiserlichen Eremitage und der Paläste in Sicherheit zu bringen. Ein Gerücht überbot das andere, und bald befand sich auch die stillste Sommerfrische im Brodelzustande hochgradiger Erregtheit. Man fühlte sich nicht mehr sicher, obgleich niemand sagen konnte, welche Gefahren eigentlich zu gewärtigen gewesen wären. Ganz besonders aufgereggt waren die Dienstboten, von denen viele ihre Stellungen aufgaben und sich in ihre Heimatdörfer begaben. „Wenn man schon sterben muß,“ sagten sie, „dann stirbt man doch wenigstens mit den Seinigen!“

Unter solchen Umständen war es jedenfalls besser, daß man den Penaten zustrebte und die Sommerfrische abbrach. Man packte also in fliegender Eile, oder man packte auch nicht, ließ alles liegen und eilte fluchtartig in die Stadt. Man zahlte Hunderte von Rubeln für eine Fuhr, die die Habseligkeiten auf 30 Werst zu befördern hatte, man ließ Habseligkeiten einfach im Stich, im Landhause, auf den Eisenbahnstationen oder sonst irgendwo und machte, daß man davonkam. Ganz besonders vorsichtige Menschen flohen der Sicherheit wegen gleich nach Moskau oder noch weiter landeinwärts. Auf den Eisenbahnen spielten sich unglaubliche Szenen ab; man saß nicht nur in drangvoll fürchterlicher Enge in den überfüllten Abteilen, sondern auch in den Korridoren, stand auf den Plattformen, hockte auf den Dächern und Trittbrettern, und hielt selbst die intimen Abteile, die stillberühmten Klausen der Waggon, besetzt. Auf den Stationen türmte sich die Bagage zu wahren Tschimborassos, und niemand konnte sagen, wann und ob sie je an ihren Bestimmungsorten eintreffen würde.

Ich lebte auf meinem Landhause in Finnland und mußte bei meinen täglichen Fahrten nach Petersburg bald auf die Eisenbahn verzichten und statt deren entweder Fahrzeug

oder ein Boot benutzen, wobei es sich dann nur zu oft ergab, daß die Reise, die per Eisenbahn etwa eine Stunde erfordert hatte, nun fünf oder auch mehr Stunden währte, von den Kosten dieser phantastischen Expeditionen will ich nicht reden.

Der Wirrwarr wurde noch größer, als plötzlich aus irgend einem unerfindlichen Grunde ganz Petersburg nach der Seeseite hin von Trancheen umzingelt wurde; Zehntausende Menschen arbeiteten an diesen Trancheen oder sie fällten Bäume und legten ganze Waldstrecken nieder. Als das bekannt wurde, da flohen auch die Tapfersten aus den Sommerfrischen, und bald standen diese mitten im Sommer vollständig verödet, — Hunderttausende strömten im Laufe einer Woche in die Residenz zurück, und zwar nicht nur aus der nächsten Umgebung der Residenz, sondern auch vom Rigaschen Strande, aus dem Kaukasus und der Krim, wo sich ähnliche Szenen, wie in Finnland, abgespielt hatten.

Man war also wieder glücklich in der Stadt, wo man die eingemotteten Möbel von ihren Überzügen befreite, die Teppiche auspackte, die Beleuchtungskörper enthüllte und sich dabei leise fragte, warum man eigentlich geflohen war. Da man aber nun einmal da war, so mußte man die Konsequenzen aus dem jähen Dekorationswechsel ziehen, — man verproviantierte sich „für alle Fälle“. Man kaufte Mehl, Grützen, Tabak, Schinken, Würste, Zucker, Tee, Kaffee und tausend andere Dinge, deren man zu seines Leibes Notdurft und Nahrung bedarf. Die Warenvorräte nahmen reizend schnell ab, die Preise kletterten flott in die Höhe und bald waren verschiedene Waren überhaupt nicht mehr zu haben. Man erhielt auf diese Weise einen kleinen Vorgeschmack von den im weiteren Verlaufe des Krieges einsetzenden und schließlich katastrophal sich verdichtenden Verpflegungsschwierigkeiten.

Man saß nun in der Stadt und ärgerte sich. Man ärgerte sich über die unterbrochene Sommerfrische, über verloren

gegangenes Umzugsgut, über die enormen Ausgaben für die Verproviantierung und über die Ungewißheit der Lage. Und alle diese Dinge hatte wer verschuldet? „Karl Iwanowitsch“, der Deutsche!

Derselbe blonde, behäbige, trinkfeste und geschäftstüchtige Karl Iwanowitsch, mit dem man von jeher Schulter an Schulter gelebt und Geschäfte gemacht und diese je nach der Abschlußsumme mehr oder weniger gründlich „begossen“ hatte. Dem guten Karl Iwanowitsch juckte also das Fell. Da hatte er nun seit Gott weiß wie langer Zeit in Rußland gegessen, hatte russisches Brot gegessen, war reich, oder doch zum mindesten wohlhabend geworden, und nun macht er solche Geschichten!

Das war nicht hübsch von Karl Iwanowitsch. Man hatte ja von jeher mit ihm Schulter an Schulter gelebt, aber schließlich wußte man doch kaum mehr von ihm und von seinem Dichten und Trachten, als daß er unglaublich umgänglich war, jedes Geschäft deichselte und Akkuratesse und Ordnung über alles schätzte, aber sonst war er doch für den Russen ein Buch mit sieben Siegeln. Na, jedenfalls hatte er die Suppe eingebrockt, die man nun auszulöffeln hatte!

Das Ergebnis solcher nachdenklicher Spekulationen war ein leise anwachsender Groll gegen Karl Iwanowitsch, den man, streng genommen, nie geliebt, allenfalls wegen seiner Arbeitsliebe und Zuverlässigkeit geachtet, aber letzten Endes doch stets nicht nur wesensfremd, sondern auch von der Aureole einer philiströsen Lächerlichkeit umgeben gefunden hatte.

Der Groll gegen die Deutschen begann leise zu keimen, und bald sollte er mächtig ins Kraut schießen. Gleich in den ersten Tagen nach erfolgter Kriegserklärung kehrten aus Deutschland und Österreich die vielen Tzehntausende Russen zurück, die den Sommer in den genannten Ländern zu verbringen pflegten. Diese Touristen wußten beweglich von

den Unbilden zu erzählen, die ihnen namentlich in Deutschland widerfahren waren. Ganz abgesehen davon, daß sie um ihre Erholung oder um ihre Brunnenkur gekommen waren, hatten sie auch Dinge erleben müssen, die als deutsche Greuel in Wort und Schrift in alle Welt hinausposaunt wurden.

Da hatte man mit einem Billet erster Klasse die außerordentlich unbequeme Reise in der vierten Klasse oder gar im Güterwaggon zurücklegen müssen, da waren Bankguthaben nicht ausgezahlt worden, Offiziere und Beamte waren kurz angebunden oder gar barsch gewesen, man hatte allerlei polizeiliche Scherereien zu bestehen gehabt, kurz, man war in den Strudel der deutschen Mobilisation geraten und fand es empörend, daß man in Deutschland mit der Mobilisation nicht so lange gewartet hatte, bis der letzte russische Tourist deutschen Boden mit allem Komfort verlassen hatte.

Ganz besonders effektiv war eine Reihe von Feuilletons, die der bekannte Rechtsanwalt Karabtschewski in der „Nowoje Wremja“ veröffentlichte. Karabtschewski beklagte sich über die Greuel, die ihm in Wiesbaden widerfahren waren, doch ließ sich beim besten Willen aus seinen spitzfindigen Auslassungen nichts anderes herauslesen, als daß der Besitzer des Wiesbadener Hotels, in dem Karabtschewski gelebt hatte, ihn in jeder Weise, soweit solches in seinen Kräften gestanden, unterstützt und den Herrn Rechtsanwalt mit reichlichen Geldmitteln versorgt hatte. Zum Danke dafür verunglimpfte Karabtschewski die Familie des Hotelbesizers in einer wenig gentlemanliken Weise.

Ähnliche Machwerke erschienen bald in verschiedenen anderen Blättern und sie verdichteten die Mißstimmung gegen die Deutschen immer mehr. Insbesondere konnte die „Nowoje Wremja“ und namentlich ihr Ableger, die „Wetscherneje Wremja“ sich gar nicht genug tun in derartigen „Enthüllungen“. Die Sjuworinschen Blätter sahen nun Wasser

in ungeahnter Fülle auf die Mühlen der nationalen Verheerung und Brunnenvergiftung, die sie von jeher hatten lustig klappern lassen, fließen.

Sie waren es, die die ersten Samenkörner des Deutschen Hasses in einen wohl vorbereiteten Boden streuten, und sie gingen bald auf und trugen Frucht tausendfältig.

Der Rasgrom des Gebäudes der deutschen Botschaft

Den ersten Anlaß zum spontanen Ausbruch des schon leise glimmenden Deutschenhasses gaben die Berichte über die Rückkehr der Kaiserin-Mutter und des Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch aus Deutschland. Es wurde erzählt, daß man die Herrschaften nicht mit der ihnen gebührenden Rücksicht behandelt hätte: der franke Großfürst hätte sogar eine Strecke bis Wirballen zu Fuß gehen und seinen Koffer selbst tragen müssen; er hätte sich an einem Grabenrande erholen müssen und zu allem dem wäre noch irgend ein Leutnant gegen ihn oder gegen die Großfürstin ungezogen gewesen.

Der Bericht über die Erlebnisse des großfürstlichen Paares, der augenscheinlich von den Herrschaften vor der Drucklegung geprüft und gebilligt worden war, wurde von der patriotischen Presse vom Schlage der „Nowoje Wremja“, der Herren Ssuworin und der „Birshewija Wedomosti“ des Herrn Propper benutzt, um Stimmung gegen alles, was deutsch heißt, zu machen.

Diese Blätter stießen einen Schrei der Entrüstung aus, der im Volke lebhaften Widerhall fand. Das kaisertreue Volk von Rußland fühlte sich durch die Unbequemlichkeiten, die den hohen Herrschaften in Deutschland bereitet worden waren, tief verletzt. Die kaisertreuen Herzen pochten empört und man schrie: Rache! Man posaunte, daß man die den Mitgliedern des geliebten Herrscherhauses zugefügten Kränkungen nicht ruhig hinnehmen dürfe, sondern daß man ver-

pflichtet sei, energische Repressalien gegen deutsche Frechheit zu ergreifen. Freilich wußte niemand zu sagen, welcher Art diese Repressalien sein könnten, doch mußte die Schmach gerochen werden, wenn anders man nicht an der Liebe des russischen Volkes zu seinem vergötterten Kaiserhause zweifeln wollte.

Die Polizei benutzte die Stimmung des Augenblicks und inszenierte eine grandiose patriotische Manifestation mit Absingung der Kaiserhymne, Fahnen, Kaiserbildern und Reden. Was an dem Arrangement noch fehlte, das vollendete die Redaktion eines der Suworinschen Blätter, wo von hohem Balkone herab einer der Mitarbeiter, oder vielleicht der smarte Boris Suworin in eigenster Person eine Rede an den versammelten Janhagel von Petersburg hielt und besagten Janhagel aufforderte, gegen die den hohen Angehörigen des geliebten Kaiserhauses von den frechen Deutschen angetane Unbill zu remonstrieren. Der süße Mob, der hier hochwillkommene Gelegenheit hatte, unter dem Deckmantel des Patriotismus und der Kaisertreue ungestraft zu randalieren, ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern stimmte, entsprechend der Weihe des Augenblickes, den Hymnus „Herrgott, errette dein Volk“ an, und demolierte zunächst das an der Ecke des Newski und der Sadowaja befindliche „Café Reiter“, dessen Besitzer ein Österreicher war; später stellte es sich heraus, daß Reiter sich in Wien aufhielt und das Café von seiner Frau, einer dem russischen Adel angehörigen Dame, geleitet wurde.

Der Löwe hatte aber nun Blut geleckt und man dirigierte ihn zu neuen Taten. Bald hatte sich ein Volkshause von mehr als zehntausend Menschen angesammelt, der sich unter dem Gesang der besagten Hymne, sowie der Kaiserhymne den Newski hinabwälzte und nach reichsdeutschen Objekten Ausschau hielt. Der Laden von Zwerner schien zum besagten Zwecke ungemein geeignet, und schon wollte man sich an den Rasgrom machen, als irgend jemand mit donnernder Stimme

erklärte, daß Zwerner russischer Untertan sei und man daher sein Eigentum nicht zerstören dürfe. Wer dieser Jemand war, weiß ich nicht, vielleicht war es ein Polizist, der von Zwerner zu den Festen gute Gratifikationen erhielt; fest steht jedenfalls, daß Zwerner nicht russischer Untertan war. Immerhin ließ die Menge sich beeinflussen und zog nun weiter. An der Ecke der Konjuschennaja hatte sie bereits vergessen, daß das Eigentum russischer Untertanen tabu sein sollte, sie lenkte ihre Aufmerksamkeit auf die deutschen Schilder der „Petersburger Zeitung“ und auf die Aushängekasten der Buchhandlung von Isler, die sich in einem Hause befinden.

Vor der Redaktion der „Petersburger Zeitung“ staute sich die Menge und stieß ein wütendes Geheul aus: „Herunter mit den verfluchten deutschen Schildern! Nieder mit den deutschen Hunden! Schlagt die Spione tot!“

Bald hörte man unten die Scheiben der Islerschen Aushängekasten klirren: man riß die ausgelegten Bücher heraus, zerfetzte sie und verstreute die Seiten über die Straße, dann schrie man nach Leitern, um die Schilder der Zeitung herabzuholen, die sich in der Höhe des dritten Stockwerks befanden. Einzelne kecke Gesellen enterten an den Dachrinnen auf und zerrten an dem mächtigen Aushängeschild, das aber den Anstrengungen spottete, und nun machte die Menge Anstalten, in die Redaktion einzudringen. Sie donnerte an der schweren eichenen Eingangstür, und als diese nicht geöffnet wurde, da drangen einige Leute von der Hofseite ins Haus und stürmten die Treppe zur Redaktion hinauf; die Glasscheibe in der Tür zur Redaktion wurde zertrümmert, durch das Loch reckten sich einige schmutzige Säuste, da erschien im letzten Augenblick die Polizei und verwies den Leuten in väterlich mahnendem Ton ihr Treiben.

Der ganze Auftritt hatte eine gute halbe Stunde gedauert; währenddessen war von dem zur Arbeit versammelten Häuflein der Redakteure, die sich in keineswegs beneidenswerter

Verfassung befanden, in das vom Tatorte etwa drei Minuten entfernte Polizeirevier wiederholt telephoniert worden, und immer wieder wurde dienstfertig und höflich mitgeteilt, daß die Hilfe schon unterwegs sei, man möge sich in keiner Weise aufregen.

Wenn der Auftritt vor der Redaktion der „Petersburger Zeitung“ schließlich nichts weiter war, als ein Skandal in grandiosem Maßstabe, so ist das gewiß nicht das Verdienst der Polizei, sondern lediglich auf eine gewisse Zurückhaltung des Pöbels zurückzuführen, der offenbar noch nicht genügend in Zug gekommen war. Gelitten hatte bei der ganzen Affäre nur der Redaktionsportier, der aus seinem üblichen sonntäglichen Dämmerzustand durch einige Faustschläge dem Zustande der reinen Vernunft näher gebracht worden war und seither nicht verfehlte, bei passenden, zumeist jedoch unpassenden Gelegenheiten darauf hinzuweisen, daß sein Zustand die Anwendung von Spirituswaschungen gebieterisch erfordere.

Nach diesem Zwischenspiel erfolgte aber die Hauptaktion, die Zerstörung des Gebäudes der deutschen Botschaft, die von dem Volke von Petersburg im Beisein einiger Feuerwehrrkommandos und der hohen Autoritäten der Stadt gründlich und ungehindert vollzogen wurde.

Die Redaktionsarbeit war trotz der verständlichen Erregung der Redakteure rascher erledigt als sonst, und wir konnten gleich nach 1 Uhr nachts das Lokal verlassen. Auf der Straße lagen noch die Fetzen und Glassplitter; die patriotische Menge hatte sogar ein paar Regenrohre verbogen und einige Fliesen der Treppe verrückt. Während der Redaktionsportier mir erzählte, daß er nur der Übermacht gewichen sei, und erklärte, sein ganzer innerer Mensch befinde sich in einem beklagenswerten „Schülperzustande“, schlenkerte der Herr Polizeimeister des Bezirks vorbei; der Gewaltige warf einen flüchtigen Blick auf die angerichteten Verwüstungen, und als er erfahren hatte, daß sich hier die

Redaktion der „Petersburger Zeitung“ befände, da lächelte er verständnisinnig und schritt sporenklirrend ruhig fürbaß.

Wie die Reporter uns mitgeteilt hatten, war die Menge unter dem Gesänge der Hymnen vor das Gebäude der deutschen Botschaft gezogen, und sie war späteren Meldungen zufolge in dasselbe eingedrungen und hatte es zu verwüsten begonnen. Ich begab mich auf den Isaaksplatz und fand dort den Rasgrom in vollem Gange.

Im Zwieliht der nordischen Tagnacht sah man den unabsehbaren Volkshaufen, der die Morstkaja und den Isaaksplatz anfüllte; in der warmen Luft hing das Geheul der Menge und der stinkende Brodem schwitzender Menschenleiber. Eine größere Abteilung Gendarmen und Kosaken überholte mich, man mußte also erwarten, daß die im Auseinandersprenge von Volksmassen überaus geübten Behüter der zarischen Herrschaft sofort in Aktion treten und den versammelten Janhagel mit Nagaikehieben auseinandertreiben würde, — aber nichts derartiges geschah, der in gemütlichem Schritt einhertrollende Zug schwenkte um die Menge herum und verschwand in einer der dunklen, stillen Nebenstraßen.

Aus dem Brausen der Menge schoß von Zeit zu Zeit wie eine Rakete ein Freudengeheul, das sofort in der Ferne ein starkes Echo fand, wenngleich man nicht wissen konnte, worum es sich eigentlich handelte.

Ich warf nun jede noch so leise Erinnerung an Knigges nie gelesenen, aber zum Überdruß zitierten Umgang mit Menschen über Bord und arbeitete mich durch die Menge; mein geschäftiges Tun mochte vielleicht den Glauben erweckt haben, daß ich so eine Art von Oberpogromschtschik sei, denn man machte mir Platz, und bald war ich in der nächsten Nähe der Botschaft, die taghell erleuchtet war. Man sah die Silhouetten von Hunderten von Menschen, die in dem gewaltigen Gebäude hin- und hereilten. Unter Fausthieben und Hammerschlägen splitterten Fensterscheiben und Türen,

allerlei Mobilien, ganze Berge von Akten, Vorhänge, Polstermöbel und Gemälde flogen in hohem Bogen aus den Fenstern und Türen; die schweren Gegenstände zerbarsten mit dumpfem Klange auf dem Pflaster, wo sie von tausenden eifrigen Händen aufgelesen, zu hohen Scheiterhaufen getürmt und in Brand gesteckt wurden. Die Flammen schlugen hoch auf, und wie es in einer zivilisierten Stadt nicht anders sein kann, war auch bald die Feuerwehr zur Stelle, doch trat sie nicht in Aktion, sondern hielt sich abseits, nachdem der Brandmeister von dem anwesenden Stadthauptmanne, General Fürst Obolenski, eine Weisung erhalten hatte.

Nicht weit von der prustenden Dampfmaschine der Feuerwehr stand inmitten einer Gruppe von Generalen und hohen Polizeibeamten der Stadthauptmann; die Herrschaften rauchten eine Papiros nach der anderen und amüsierten sich über irgend etwas ganz außerordentlich; den Vorgängen im Botschaftsgebäude schenkten die Herren, die sich offenbar lustige Anekdoten erzählten, keinerlei Beachtung. Sie benahmen sich, wie sich etwa die Teilnehmer an einem überaus gelungenen Picnic zu benehmen pflegen. Da glänzte auch das feiste, hochmütige Gesicht des Polizeimeisters von vorhin; er paffte eine dicke Papiros; er konnte in diesem Augenblicke natürlich nicht ahnen, daß er während der Revolutionstage von der Menge geknüppelt werden würde.

Währenddessen war schon der bronzene Adler von der Fahnenstange heruntergeholt worden, mit dumpfem Krach schlugen bald darauf die bronzenen Rossbändiger auf das Pflaster, die Menge schleppte sie zur Moika, wo sie feierlich versenkt wurden; aber die Rosse widerstanden allen Anstrengungen, und man mußte endlich davon absteigen, sie vom Giebel des Gebäudes zu entfernen.

Die Menge hatte mich schließlich so weit nach vorn gedrängt, daß ich die Botschaft betreten konnte; noch immer arbeiteten hunderte von Menschen, Janhagel, junge Mädchen, Gassenbuben, Studenten und auch einige Offiziere am Ras-

grom. Möbelbezüge wurden zerschritten oder unflätig verunreinigt, man hing sich an die Kronleuchter und brach sie in Stücke, man riß die Wandverkleidungen ab und zerschritt kostbare Gemälde.

Man arbeitete mit verbissener Inbrunst. Da drehten einige Bengel Türgriffe ab; ein Offizier stieß seinen Säbel immer wieder in Polstermöbel und schlugte sie mit sadistischer Wollust auf. Eine Studentin schrammte mit ihrer Hutnadel über Gemälde. Schwere Kandelaber sausten in Spiegel und Vitrinen, große Tintenflaschen flogen an die Plafonds.

Man war eben dabei, in einem der Säle einen Scheiterhaufen anzuzünden, als es plötzlich hieß, daß die Kosaken im Anzuge seien, und nun stürzte alles in wilder Flucht zu den Ausgängen, wobei man einige Teilnehmer am Pogrom verschiedene Kleinigkeiten einstecken sah. Natürlich konnten nicht alle das Gebäude verlassen, denn viele hunderte Menschen hatten sich in den weitläufigen Räumen verteilt und sie hörten nicht den warnenden Ruf: „die Kosaken!“

Als ich wieder auf den Platz hinaustrat, nahte ein Zug Kosaken und Gendarmen im Schritt. Ein Offizier meldete sich beim Stadthauptmann, der ihm irgendeine Weisung gab; die Leute hielten noch längere Zeit auf dem Platze und schauten dem flackernden Scheiterhaufen, der allmählich niederbrannte, zu. Die Gruppe der Autoritäten unterhielt sich noch immer sehr angeregt, aber schließlich schien die Sache Erzellenz Obolenski doch langweilig zu werden, denn er winkte einen der Polizeiobersten heran, dieser ließ die Gendarmen abziehen; die bewaffnete Macht begab sich ins Gebäude; gleichzeitig forderten die Kosaken das Publikum in ungewöhnlich konzilianter Weise auf, nach Hause zu gehen, da doch „wirklich nichts zu sehen“ sei.

Endlich erschien das Gendarmenkommando, das etwa hundertfünfzig Menschen vor sich hertrieb. Die Autoritäten waren verschwunden. Die „Verhafteten“ wurden in Reihe und Glied aufgestellt, es ertönte das Kommando: „marsch“

und nun setzte sich der Zug in Bewegung, die Berittenen voran, die „Verhafteten“ hinterdrein. Was Wunder, daß nach zehn Minuten die weitaus meisten von ihnen in verschiedenen Seitengassen verschwunden waren und schließlich nur noch etwa 15 oder 20 Menschen im Polizeirevier landeten.

Anfänglich hieß es, daß man eine überaus strenge Untersuchung einleiten werde, und es schien wirklich so als ob; doch einige Tage später wurde die ganze Angelegenheit niedergeschlagen, weil man den Verhafteten absolut keine Schuld nachweisen konnte. Man fand auch nicht die Schuldigen an der Ermordung des Dragomans Kadner, der in derselben Nacht im Botschaftsgebäude ermordet worden war. Das wäre allerdings schwierig gewesen, denn der bekanntgewordene ärztliche Befund gab an, daß der Dragoman schon vor mehreren Tagen getötet worden sei. An diesem famosen Befund änderte nichts eine in der „Petersburger Zeitung“ von den Freunden des Ermordeten veröffentlichte Todesanzeige, die Tag und Stunde genau angab, sowie eine Notiz, in der darauf hingewiesen wurde, daß der Dragoman um 7 Uhr abends des betreffenden Tages mit mehreren Freunden in einem bekannten Restaurant diniert hatte. Die Untersuchungsbehörde, der diese Mitteilungen keineswegs verborgen blieben, beachteten sie nicht weiter. Die Mörder waren eben unauffindbar, und die „Nowoje Wremja“ erklärte, daß der Dragoman vor der Abreise des deutschen Botschafters Grafen Pourtalès, auf das Geheiß dieses, ermordet worden sei, weil dem Manne „zu viele Geheimnisse“ bekannt gewesen seien!

Am nächsten Tage bildete das verstümmelte, rauchgeschwärzte und tintenbesprühte Gebäude der deutschen Botschaft das Ziel der Wallfahrt ganz Petersburgs. Zehntausende stauten sich im Laufe des Tages vor dem Gebäude,

vor dem noch die verkohlten Trümmer des verbrannten Mobiliars lagen und das mit seinen zertrümmerten Fenstern und Türen einen wüsten Eindruck machte. Nicht nur der Mann aus dem Volke gab seiner Befriedigung Ausdruck, sondern auch Beamte, Offiziere und Damen der großen Welt lachten fröhlich, als sie die greuliche Verwüstung sahen. Einzelne Kunstkritiker gaben aber ihrer Befriedigung Ausdruck, daß man dem Gebäude, das die Stadt „schände“, so gründlich mitgespielt habe. Wenige Tage später wurden die Tür- und Fensteröffnungen mit Brettern vernagelt und das Gebäude seinem Schicksale überlassen.

Ausweisung

Die schmählische Behandlung der Reichsdeutschen und Österreicher, sowie derjenigen Personen, die nach einer bestimmten Frist in den russischen Untertanenverband aufgenommen worden waren, oder sich sonst „verdächtig“ gemacht hatten, kann hier nur flüchtig gestreift werden, denn das gewaltige Material ließe sich im völligen Umfange nur in einem mehrbändigen Werke niederlegen, behandelt doch der Moskauer Professor Lindemann allein die an den deutschen Kolonisten seitens der russischen Regierung verübten Bedrückungen in einem stattlichen Quartbände von beinahe 400 Druckseiten.

Die ersten Maßregelungen von Reichsdeutschen fanden in Petersburg unmittelbar nach der Kriegserklärung statt, und zwar ging die Initiative hierzu, wie zu vielen anderen gegen Deutsche gerichteten Teufeleien von der Ssuworinischen „Wetscherneje Wremja“ aus, die eine spezielle Spalte für Denunziationen einrichtete, die nicht nur von besonderen Mitarbeitern, sondern von jedem bearbeitet wurde, der sein Mütchen an dem einen oder anderen ihm unliebsamen Deutschen oder Österreicher fühlen wollte und sich hierbei entweder von rein persönlichen, zumeist aber geschäftlichen Interessen leiten ließ.

Die ersten Opfer dieser schandbaren Denunziationen waren, was für das Ssuworinsche Blatt ungemein charakteristisch ist, die Korrespondenten reichsdeutscher und österreichischer Blätter, soweit es diesen nicht gelungen war, sich beizeiten in Sicherheit zu bringen.

Ich möchte an dieser Stelle bemerken, daß die Kriegserklärung überraschend kam. Am späten Abend des 28. Juli 1914 hoffte man in der deutschen Botschaft in Petersburg noch, daß die aufs äußerste gediehene Spannung nachlassen würde. Ein solcher Bescheid wurde mir kurz vor 12 Uhr nachts des genannten Tages. Um 3 Uhr morgens des 29. Juli überreichte Graf Pourtales dem Minister des Auswärtigen Sasonow die Kriegserklärung, die Würfel waren gefallen!

Schon vorher hatten nicht wenige vorsichtige, oder weit-schauende, namentlich wehrpflichtige Deutsche Rußland verlassen, und es gelang zahlreichen anderen, nach bereits erfolgter Kriegserklärung die Grenze zu gewinnen. Man mußte nur die Schlupflöcher kennen, oder aber den bekannten Esel Philipps von Mazedonien vorführen, der in Rußland Festungen, Geheimarchive, Boudoirs, Grenzen und die Herzen von Ministern öffnet.

Kurzum, es gelang vielen, oft unter abenteuerlichsten Umständen, über die Grenze zu schlüpfen, aber Tausende und aber Tausende mußten zurückbleiben. Ihren traurigen Schicksalen sind diese flüchtigen Seelen gewidmet.

Man fahndete also zunächst nach den so furchtbar gefährlichen Berichterstattern reichsdeutscher und österreichischer Blätter, weil diese mit den Botschaften der feindlichen Mächte in Beziehungen gestanden und überhaupt verdächtig erscheinen mußten, stand doch jeder russische Journalist unter der väterlichen Aufsicht der zarischen Geheimpolizei, — um wieviel gefährlicher mußten also die unheimlichen Gesellen sein, die Nachrichten an das Ausland vermittelten! Also fort mit ihnen, seien sie nun Reichsdeutsche, Österreicher oder russische Untertanen.

Die Gendarmerie stellte bei ihnen nächstlicherweile Haus-suchungen an und verhaftete sie auch dann, wenn nichts Gravierendes vorgefunden wurde. So geschah es auch mit einem lieben Kollegen, mit dem ich im Laufe vieler Jahre

Schulter an Schulter gearbeitet hatte und der im Nebenamte Vertreter des größten Wiener Blattes war. Mein Kollege wurde um vier Uhr morgens in seiner Wohnung von Gendarmen überfallen, man durchwühlte seine Papiere und verhaftete ihn dann, wenngleich man bei ihm, der russischer Reserveoffizier war und in dem von ihm bedienten Wiener Blatte über Rußland nie eine Zeile geschrieben hatte, die nicht in einem beliebigen russischen Blatte hätte abgedruckt werden können, nicht das geringste fand. Man verhaftete ihn nur, weil er für ein feindliches Blatt korrespondierte.

Ich besuchte meinen Kollegen am nächsten Tage und fand ihn in einem Schulgebäude, das provisorisch als Haftlokal für Reichsdeutsche und Österreicher diente, in einer nach Hunderten zählenden Gesellschaft von zumeist zu den angesehensten Vertretern der deutschen Kolonie gehörigen Personen, die das gleiche Schicksal ereilt hatte, wenngleich sie keine Ahnung davon hatten, wessen sie sich eigentlich schuldig gemacht haben sollten.

Vorab ging es in diesem „Gefängnis“, das alle Inhaftierten ohne Ausnahme in Bälde verlassen zu können hoffen, noch recht lustig zu; man durfte die Gefangenen besuchen, ihnen Lebensmittel und Bücher bringen, sie durften sich in allen Räumen des großen Hauses frei bewegen, rauchen und Briefe befördern. Leider wurden aber die Gefangenen weder bald entlassen, noch auch konnten sie sich auf die Dauer des in mancher Beziehung fidelem Gefängnisses erfreuen — wenige Tage später hieß es, daß mein Freund und seine Leidensgenossen in das sog. Verschickungsgefängnis überführt seien. Ihr Schicksal hatte also eine durchaus tragische Wendung genommen, denn abgesehen davon, daß das Verschickungsgefängnis eine Kloake von unsäglicher Verschmutzung darstellte, könnte über seiner Tür das Dantesche Wort: „Laßt die Hoffnung hinter euch!“ stehen. Wer das Verschickungsgefängnis betritt, verläßt es nur, um in die Verbannung zu gehen.

Alle Bemühungen, zu den Gefangenen zu gelangen, schlugen fehl, selbst einem lutherischen Pastor, der die Gefangenen besuchen wollte, wurde dieser Besuch vom Gefängnisdirektor kategorisch verweigert, wobei dieser Wackere dem Pastor mit sichtlich Genugthuung mittheilte, daß die „verfluchten“ Deutschen mit gemeinen Verbrechern zusammen eingesperrt seien und gleich diesen behandelt würden. Schritte, die bei der obersten Gefängnisverwaltung unternommen wurden, blieben gleichfalls erfolglos; einer der höchsten Beamten des Ressorts sagte mir unumwunden, daß er eine Zusammenkunft nicht genehmigen könne, weil er einen deutschen Namen trüge und fürchte, denunziert zu werden.

Es gelang mir also weder meinen Freund, noch so manchen anderen guten Bekannten zu sehen; sie wurden, soweit sie in militärpflichtigem Alter standen, nach einigen Wochen in die nördlichen Gouvernements deportiert, und zwar zu Fuß auf dem sog. Etappenwege, zusammen mit gemeinen Verbrechern, aller brutalen Willkür der Begleitsoldaten preisgegeben. Was diese Männer auf dem Wege zu ihren Verbannungsorten, in den Etappenstationen und den entsetzlichen russischen Gefängnissen erlitten, kann sich selbst die düsterste Phantasie nicht ausmalen. Viele von ihnen sind schon unterwegs infolge Entkräftung und Hungers zugrunde gegangen, denn Geld, das sie bei sich hatten, wurde ihnen während des Transports abgenommen und erst am Verbannungsorte, oft nach Monaten, zurückerstattet, wenn es sich um kleinere Beträge handelte, größere Summen sind vergeblich reklamiert worden, sie konnten nicht ermittelt werden.

Mein Freund ist nach anderthalb Jahren in der Stadt Troizk im Gouvernement Orenburg im Elend gestorben. Ein anderer Freund, der in dasselbe Gouvernement verschickt worden war, erhielt, obwohl er militärpflichtig war, nach einem halben Jahre die Genehmigung, nach Deutschland abreisen zu dürfen; ich sah ihn bei seiner Durchreise

durch Petersburg und mußte mit Entsetzen konstatieren, daß ein halbes Jahr Verbannung den jugendstarken, lebensprühenden Mann in einen müden und gebrochenen Greis verwandelt hatte. Seine Freilassung hatte er in der Weise erwirkt, daß er sein ganzes Vermögen dem Gouverneur von Orenburg, Ssuchomlinow, dem Bruder des nachmaligen Kriegsministers, hingegeben hatte.

Es waren das unheilswangere, in hohem Grade niederdrückende und aufregende Tage und Wochen, die die Deutschen Petersburgs zu durchleben hatten. Nicht nur die Reichsdeutschen und Österreicher hatten die Massendenunziationen zu fürchten, sondern auch die Deutschrussen, die in geschäftlichen oder sonstigen Beziehungen zu Deutschland bzw. Österreich gestanden, zum Deutschen Verein gehört oder gar irgendwann einen Beitrag für den Deutschen Flottenverein gezeichnet hatten. Das Deutschtum wurde zum Verbrechen und die deutsche Sprache zum strafbaren Vergehen gestempelt. Kein Deutscher war in seinen vier Wänden sicher, denn man konnte fürchten, das Opfer einer wahnwitzigen Denunziation zu werden und auf die törichtesten Verdächtigungen hin in das Untersuchungsgefängnis zu geraten.

Harmlose Zeitungsnummern, Ansichtskarten und ähnliche „belastende Dokumente“ konnten die Verschickung einbringen, daher war man bemüht, alle derartigen Dinge beizeiten zu vernichten, oder sich auf einen glücklichen Zufall zu verlassen, wie jener Musiker, bei dem die hausuchenden Gendarmen das Bildnis eines deutschen Prinzen in Kürassieruniform vorfanden.

„Ein deutscher Kürassier?“ fragte frohlockend der Gendarmenoberst.

„Nein, sondern ein Wagnersänger in der Rolle des Lohengrin.“

„Ah, Lohengrin! Wunderbare Oper; habe sie gehört. Sehr gut.“

Damit war der Zwischenfall erledigt. Der Musiker war gerettet. Währenddessen mußte ein Großindustrieller, bei dem man eine Karte, die Verbreitung der Deutschen in Rußland darstellend, fand, viele Monate in Untersuchungshaft verbringen, obwohl diese Karte die Zensur passiert hatte und von der „Petersburger Zeitung“ als Beilage ihren Abonnenten geliefert worden war.

Im Laufe der nächsten Monate konnte man nun auf den Straßen Petersburgs häufig genug sehen, wie angesehenere deutsche Männer in Gemeinschaft mit Kriminalverbrechern transportiert wurden; sie alle mußten, soweit sie nicht in den Norden verbannt wurden, die „Wladimirka“, die unendliche Deportationsstraße, beschreiten, um dann in irgendeinem Kirgisien-, Tataren- oder Kalmückendorfe zu landen und dort neuen Leiden entgegenzugehen.

Das waren die ersten Opfer der Deutschenverfolgung, die sich zunächst nur gegen die bekannteren Mitglieder der deutschen Kolonie Petersburgs richtete, dann aber gigantische Maße annahm. Neben dem von der „Nowoje Wremja“ und ihrem Ableger, der „Wetscherneje Wremja“, mit verbissener Wut genährten politischen Haß machte sich bald der geschäftliche Brotneid breit, der schließlich zur Prägung des Schlagwortes von der „deutschen Vergewaltigung“ und endlich zur Sequestrierung, Konfiszierung und Verzettlung deutschen Eigentums im Werte von vielen hunderten Millionen Rubeln führte.

Zunächst wurde aber noch weiter ausgewiesen. Personen, die über das wehrpflichtige Alter hinaus waren, sowie Frauen und Kinder wurden nach Deutschland abgeschoben, und zwar auf dem Wege über Finnland und Schweden. Anfänglich gestattete man den Ausgewiesenen, Geld und Wertgegenstände in beliebiger Menge mitzunehmen, aber bald wurde die freigegebene Summe erheblich verringert und schließlich sank sie auf etwa 50 Rubel pro Person, während die Mitnahme von Gold-, Silber- und anderen kostbaren

Gegenständen vollständig untersagt wurde. Die Ausgewiesenen wurden in Waggon gesperrt, deren Fenster mit Ölfarbe dick verschmiert waren, und sie wurden auf der Grenzstation Beloostrow, sowie an der schwedischen Grenze einer peinlichen Durchsuchung unterworfen, es wurden hierbei nicht nur Geldsummen und Wertsachen, sondern auch jeder beschriebene Fekzen Papier abgenommen; trotzdem gelang es nicht wenigen, das Ihrige durchzubringen, man mußte nur findig sein und einen hilfreichen russischen Freund besitzen. Nicht jeder Ausgewiesene brauchte wie jene Dame ihr Vermögen in Petersburg in großen Diamanten anzulegen und diese dann zu verschlucken — eine Thesaurierung, die bei einer Eisenbahnreise entschieden mit großem Risiko verbunden ist.

Welche Einnahmen die Ausweisungen der russischen Polizei verschafften, kann man sich unschwer denken, wenn man berücksichtigt, daß der Appetit eines Petersburger höheren Polizeibeamten allenfalls von dem eines ausgewachsenen Haiisches übertroffen werden kann, und daß andererseits oft enorme geschäftliche Interessen auf dem Spiele standen, die ausgiebige Schmiergelder begreiflich erscheinen ließen. So mancher Kaufmann oder Fabrikant hat trotz alledem monatelang ruhig in der Residenz leben und seine Geschäfte ordnen können, wengleich sein Stündlein schon längst geschlagen hatte. Freilich mußte er sich die häufigen Besuche der freundwilligen Polizisten gefallen lassen, die ihren Sold prompt abholten und den Betrag beständig steigerten, indem sie darauf hinwiesen, welches enorme Risiko sie trügen und daß die „Nachsicht“, die sie übten, sie leicht Stellung und Ehre (!) kosten könne.

Aber schließlich hatte auch die „Nachsicht“ der Polizisten ein Ende, und man mußte nun entweder nach Deutschland oder aber in die Verbannung. Mitunter gestaltete sich diese übrigens nicht allzu schlimm, namentlich wenn man über ausgiebige Geldmittel verfügte und sich dank diesen mit den

örtlichen Autoritäten zu stellen wußte, dennoch wurde die Verbannung für die weitaus meisten Deutschen, auch für Begüterte, zu einem Martyrium, zu einem Leidenswege ohne gleichen. Tausende und aber Tausende mußten in elenden, von Schmutz, Verkommenheit und Ungeziefer starrenden Dörfern inmitten einer barbarischen, zum Teil fanatisierten Bevölkerung leben und mußten von dieser das Schlimmste gewärtigen. Ganz besonders schwierig gestaltete sich das Verhältnis zu den niederen Polizeichargen, die eine wahre Pest im Lande bildeten; es ist daher nur zu verständlich, daß eine der ersten Sorgen des revolutionären Rußland darin bestand, daß es sich der Polizei entledigte. Diese Kerle, die das russische Dorf terrorisierten und es zu ihrer Milchkuh machten, nutzten die armen Verbannten bis aufs Blut aus und ließen sie trotzdem ihre Gewalt auf Schritt und Tritt fühlen.

Der „Patriotismus“, der hohe Wellen schlug, verlangte aber nach immer neuen Opfern und man suchte und schnüffelte sie an allen Ecken und Enden heraus. Man scherte sich weder um Stellung noch Verdienst, sondern es genügte, daß einer Deutscher war, um ihn zu verderben. Schließlich konnte auch die Petersburger Polizei nicht mehr gut „Nachsicht“ üben, denn man denunzierte nun von allen Seiten. Insbesondere zeichneten sich die russischen Angestellten vieler deutscher Geschäfte in dieser Beziehung aus — Leute, die oft Jahrzehnte hindurch auskömmliche Stellungen in solchen Geschäften bekleidet hatten, verrieten ihre Prinzipale ad majorem gloriam des Patriotismus, oder auf Betreiben russischer Konkurrenten, die sich ins Säustchen lachten und nicht unterließen, auf die ungeheuerliche Vergewaltigung hinzuweisen, unter der die unglücklichen Russen gelitten haben sollten. Die „Nowoje Wremja“ war unentwegt am Werke, sie spritzte Gift und Galle. Wehe dem, der auch nur ein Wort gegen diese unglaubliche Mißhandlung der Deutschen und gegen die mit diesen Nachstellungen verknüpften

kolossalen Mißbräuche geäußert hätte, er hätte seinen Wagemut mit Verbannung büßen müssen. Sogar der Hof konnte sich der allgemeinen Heße nicht entziehen, er mußte eine Anzahl von alten und bewährten Beamten und Dienern nur deshalb entlassen, weil sie Deutsche waren. Das Hofministerium nahm den Hoflieferantentitel allen deutschen Firmen, sogar auch solchen, deren Inhaber seit 35 Jahren zum russischen Untertanenverbände gehörten. Jede dieser Entlassungen und Maßregelungen wurde mit Genugthuung registriert. Kaiser Nikolai kam schließlich der Bewegung so weit entgegen, daß er den traurigen Mut hatte, die Schöpfung des Größten seines Geschlechts, Petersburg, in „Petrograd“ umzubenennen und sich damit für alle Zeiten als Miniatur-Herostrot lächerlich und verächtlich zu machen.

Als man mit den wehrpflichtigen Männern aufgeräumt, d. h. sie in die Verbannung geschickt hatte, da machte man sich an die Frauen und Knaben, die das 15. Lebensjahr erreicht hatten; auch sie wurden ausgewiesen, doch wäre es gar zu menschlich gewesen, wenn man sie mit ihren Männern und Vätern zusammengeführt hätte, man zerriß ganz systematisch Familien, indem man die einzelnen Mitglieder auseinandersprengte und die einzelnen Personen in Ortschaften internierte, die tausende Werst voneinander entfernt waren. Was das für die heranwachsende Jugend, die ohne Leitung und Schulunterricht blieb, bedeuten muß, ist unschwer zu ermessen.

Und das Schlimmste war, daß die Hilfe, die man anfänglich den Verbannten erweisen konnte, schon nach wenigen Monaten eingeschränkt werden mußte, denn jeder, der verbannten Reichsdeutschen Dienste in irgendeiner Form erwies, machte sich verdächtig. Wenn er abgefaßt wurde, dann blühte auch ihm das Schicksal der Verbannung, natürlich nach vorhergehender Haussuchung und hochnotpeinlichem Verhör durch die Gendarmerie, die in diesen Dingen einen flammenden Eifer entwickelte. Daß man nur zu leicht ab-

gefaßt werden konnte, dafür sorgten schon die Denunzianten, die wie Pilze aus der Erde schossen und jedem anständigen Menschen das Leben in Rußland zum Ekel machten. Trotzdem fanden sich auch hier die Hintertüren, durch die man in Rußland zu jedem Ziel gelangen kann. Immerhin haben aber selbst sehr wohlhabende Menschen oft monatelang die bitterste Not erleiden müssen, denn nicht immer ließen sich die vielen Schwierigkeiten rasch aus dem Wege räumen. Sehr vielen konnte jedoch gar nicht geholfen werden und sie mußten elend zugrunde gehen.

Unter solchen Umständen ist es wohl verständlich, daß viele schwache und haltlose Menschen dem drohenden Unheil dadurch sich entziehen zu können vermeinten, daß sie ihre deutschen Namen ablegten oder gar dem Bekenntnis ihrer Väter untreu wurden und sich in den Schoß der russischen Landeskirche aufnehmen ließen. Einige mögen diese Manöver vor dem Ärgsten bewahrt haben, während andere von der „Nowoje Wremja“ voll hämischer Freude an den Pranger gestellt wurden und ihrem Schicksal nicht entgingen.

Soll ich noch schildern, welche Orgien der „Liquidation“ und „Verwaltung“ des herrenlos gewordenen reichsdeutschen Eigentums entfesselt wurden? Soll ich schildern, wie die in „patriotischem“ Wahnsinn blind gewordene russische Regierung unzählige deutsche industrielle Betriebe, die für die Landesverteidigung von größter Wichtigkeit gewesen wären, vernichtete? Soll ich schildern, wie dieses wahnsinnige Treiben nicht wenig dazu beigetragen hat, daß es an allen Ecken und Enden an verschiedenen notwendigen industriellen Erzeugnissen zu fehlen begann und diese zu fabelhaften Preisen aus England, Schweden, Amerika und Japan bezogen werden mußten? Soll ich schildern, wie Rußland aus der eingebildeten deutschen Zwingherrschaft rettungslos sich in den Banden Englands, Japans und Amerikas verstrickte?

Dem Eifer der „Nowoje Wremja“ und der Kreise, deren Sprachrohr sie bildete, genügte die Verfolgung der Reichsdeutschen bald nicht mehr. Je mehr die auf den Schlachtfeldern erlittenen Schläppen sich häuften, um so stärker machte sich das Bedürfnis nach Ablenkung geltend. Man konnte doch unmöglich zugeben, daß die Armee schlecht vorbereitet und schlecht ausgerüstet war, daß in Zivil- und Heeresverwaltung neben Unvernunft und Unfähigkeit schreiende Mißbräuche herrschten. Das konnte man doch nicht zugeben, man mußte also nach „Schuldigen“ suchen, und sie wurden bald gefunden. Man entdeckte sie in der Person der deutschen Kolonisten, die seit anderthalb Jahrhunderten an der Wolga und in Südrußland saßen und keinerlei Beziehungen zum einstigen Mutterlande unterhielten, dagegen aber an deutscher Art, deutscher Sprache und dem lutherischen Bekenntnis zäh festhielten; man fand sie in der Person der baltischen Deutschen, die nun der abscheulichsten Verbrechen, wie des Vaterlandsverrates, der Spionage usw. geziehen wurden und Drangsalierungen schlimmster Art zu erdulden hatten.

Die „Nowoje Wremja“ entsandte spezielle Mitarbeiter in die genannten Gebiete, die immer neue Lügen und Verleumdungen erfanden und sie urbi et orbi verkündeten, ohne daß sich eine Stimme gefunden hätte, die für die Deutschen russischer Untertanenschaft eingetreten wäre. Man siedelte die Kolonisten von ihren Wohnsitzen aus und ruinierte sie vollständig, wobei man vergaß, daß die Brachlegung gewaltiger Landstrecken die Verpflegungsnot verschärfen mußte, was denn auch prompt eintrat; man verschickte Hunderte baltischer Deutschen auf haltlose Denunziationen und ganz vage Verdachtsgründe hin. Man verbot deutsche Zeitungen, den Gebrauch der deutschen Sprache, den Druck deutscher Bücher, löste deutsche Schulen auf, kurzum, man suchte alles Deutsche mit Stumpf und Stiel auszurotten, und schließlich ging die Verrücktheit so weit, daß man russische Offiziere deutschen

Namens durch Verdächtigungen und Zurücksetzungen brüstierte und sie mit Vorliebe zu den gefährlichsten Dienstleistungen benutzte.

Selbst die liberalen russischen Blätter, die während der Revolution so überzeugt für Freiheit und Menschenrechte eintraten, schwiegen damals wohlweislich, sie entdeckten ihr Herz für diese höheren Dinge erst später, als die Sache nicht mehr gefährlich war. Die von der „Nowoje Wremja“ veröffentlichten Denunziationen, die vielfach auf den ersten Blick die Herkunft aus der Gesindestube verraten, sind von ihrem Autor Rennikow zu einem Sammelbände vereinigt worden, und sie bilden eines der merkwürdigsten Zeitdokumente, das durch einen Band von Widerlegungen, der von dem Abg. Baron Menendorff gesammelt und herausgegeben worden ist, ergänzt wird. Nebenbei sei nur bemerkt, daß zahlreiche Denunziationen, soweit sie sich auf Deutschbalten beziehen, auf lettische Quellen zurückzuführen sind. Hatte doch die lettische Presse aller Parteifärbungen, insbesondere aber die der Großbourgeoisie in bezug auf Verleumdungen den Reford der „Nowoje Wremja“ nicht ohne Erfolg bestritten.

Doch ich sehe, daß ich von meinem eigentlichen Thema abgekommen bin. Ich will dieses Kapitel mit einem humoristischen Zwischenfall beschließen. Ein guter Bekannter, der den Sommer in Finnland verbracht hatte, wurde von schwedischen Freunden festgehalten — sie glaubten ihm die drohende Verbannung ersparen zu können. Sie sahen sich aber getäuscht, denn die für Reichsdeutsche gültigen scharfen Bestimmungen wurden sehr bald auch auf Finnland ausgedehnt — daß das wieder eine der unzähligen Verletzungen der finnländischen Verfassung war, kümmerte die zarische Regierung wenig. Trotzdem hielt der Betreffende, ein Österreicher, sich noch längere Zeit verborgen, bis es ihm doch angezeigt schien, sich zu melden, um seine Freunde nicht einer schweren Strafe auszusetzen. Er fuhr also nach Wiborg und meldete sich dort beim Polizeimeister, der ihn verhaften

ließ, worauf er dann nach einigen Tagen nach Petersburg transportiert wurde, um den dortigen Behörden übergeben zu werden. Die Reise ging unter Bedeckung von zwei finnländischen Konstablern vor sich, die zur Feier des Tages ihre Helme aufgesetzt hatten, sich aber trotz dieser höchst kriegerischen Aufmachung durchaus manierlich benahmen und sich um ihren Arrestanten herzlich wenig kümmerten.

Als der Zug gegen Abend in Petersburg anlangte, da sprach der Arrestant mit seinen Begleitern ein vernünftiges Wort, er wollte nämlich seine Petersburger Wohnung aufsuchen, um dort einige Anordnungen zu treffen. Die Finnländer gingen darauf ohne weiteres ein, und sie verzichteten sogar darauf, dem Arrestanten in die Wohnung zu folgen, weil sie sich unterdessen die ihnen fremde, sie höchlich interessierende Stadt ansehen wollten; nach einiger Zeit würden sie den Arrestanten abholen und ihn dann im russischen Gefängnis abliefern.

Die vereinbarte Frist war schon längst verstrichen, doch die Begleitmannschaft war noch immer nicht erschienen. Nachdem der Arrestant sich auf der Straße vergeblich nach ihr umgeschaut hatte, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich ruhig schlafen zu legen und die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten. Doch auch am anderen Tage wartete er vergeblich, statt dessen las er gegen Abend in der „Nowoja Wremja“ einen empörten Artikel über die Schlampigkeit der Militärverwaltung, die deutsche Kriegsgefangene in voller Uniform, mit der verhassten Pickelhaube auf dem Kopfe, in Petersburg herumlaufen lasse. Nun ging dem wackeren Österreicher allmählich ein Talglicht auf: die dingfest gemachten „deutschen Kriegsgefangenen“ konnten nur seine finnländischen Konstabler sein, denn man konnte, wenn man einige Phantasie besaß, ihre Helme für die deutsche Pickelhaube hinnehmen. Die armen Kerle hatten in der Tat sich verhaften lassen müssen, weil sie kein Sterbenswort russisch verstanden und sich daher gegen den gegen sie erhobenen

furchtbaren Verdacht in keiner Weise zu wehren vermochten. Sie waren kurzerhand eingesperrt worden, und man ließ sie erst dann frei, als die Wiborger Polizei ein paar Detektives nach Petersburg kommandiert hatte, die den Verbleib der Konstabler ausfindig machten. Der Österreicher hatte sich nach ein paar Tagen vergeblichen Harrens auf seine Begleitmannschaft in das Gefängnis begeben und den Versuch gemacht, den verwickelten Fall aufzuklären, aber seine Bemühungen waren an dem eisernen Gefüge des Satzes: quod non est in actis, non est in mundo, zuschanden geworden. Er konnte kein „Papier“ beibringen und man schmiß ihn zum Tempel hinaus, und zwar mit der Drohung, daß er sich vorsehen möge, sonst könne er gar zu leicht in Spionageverdacht geraten. So blieb dem Manne nichts anderes übrig, als zu warten und bis auf weiteres die „Nachsicht“ der Polizei in Anspruch zu nehmen. Er hatte etwa drei Monate zu warten, dann war der Fall endlich in allen Instanzen entwirrt, und nun wurde er sofort verhaftet, ins Loch gesteckt und irgendwohin in die Kalmückensteppen deportirt.

Ich fürchte aber, daß der weitere Verlauf seiner Ver-
schickung eine weniger heitere Wendung genommen hat, als
ihr Beginn.

Die Teuerung

Wenn wir uns Rechenschaft darüber geben wollen, was uns im Laufe des Weltkrieges am meisten in Anspruch genommen, sozusagen im Mittelpunkt des Interesses gestanden hat, so werden wir, wenn wir ehrlich sein wollen, zugeben müssen, daß überall und zu jeder Zeit die Teuerung uns beschäftigt hat. Man mochte, sei es im Salon, oder sonst irgendwo, von einem beliebigen, noch so interessanten Thema, sei es der hohen Politik, der Strategie, der Kunst, der Wissenschaft usw. ausgehen, schließlich landete man doch immer wieder bei der Teuerung und erst dann taute man so recht auf, indem man so vielleicht ganz unbewußt, dem alten Worte: *solamen miseris socios habuisse malorum*, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Das mag gewiß klein, oder gar kleinlich, unpatriotisch und selbstisch erscheinen, aber vergessen wir doch nicht, daß einerseits der Krieg bei uns von vornherein allenfalls nur bei den Leuten vom Schlage des zoologischen Patriotismus populär war, während er vom Gros der Bevölkerung als Aventure von höchst zweifelhaftem Ausgang aufgefaßt wurde, und daß andererseits auf der an sich relativ nichtigen Apfelsinenschale der Teuerung das Haus Romanow ausgeglitten und zu Fall gekommen ist und das ganze heilige Rußland in Trümmer zu gehen droht.

Auf eine gewisse Verteuerung der Fabrikate mußte man sich ja im Hinblick auf die ungenügende Entwicklung der russischen Industrie, die zudem noch von der Deckung des Kriegsbedarfs in so hohem Maße in Anspruch genommen

wurde, von vornherein gefaßt machen, dafür blieb uns aber der Trost, daß man im unendlich reichen Rußland „natürlich“ nie in die Lage kommen würde, den Hungerriemen fester anziehen zu müssen, wie das in Deutschland gleich bei Beginn des Krieges geschehen war. Die Blätter berichteten denn auch fortwährend von der in Deutschland herrschenden Knappheit, und sie konnten sich nicht genug tun in ätzenden Witzen über das deutsche kk-Brot und andere Surrogate, deren Verwendung sichere Gewähr dafür zu sein schien, daß Deutschland denn doch nicht würde durchhalten können, während Rußland nicht nur selbst schwelgen, sondern von seinem Überflusse auch noch seinen Verbündeten reichlich und überreichlich abgeben würde.

Die Verteuerung der Fabrikate ließ denn auch nicht lange auf sich warten; so lange die Vorräte von eingeführten Waren noch reichten, ließ die Situation sich noch ertragen, wengleich die Kaufleute die Preise von vornherein nicht unerheblich steigerten, und in der Folge auf dem einmal eingeschlagenen Wege rüstig vorwärts schritten, bis die ersten empörten Notschreie über „die Marodeure hinter der Front“ laut wurden und nun nicht mehr verstummten, wengleich sie mehrmals die Adresse, an die sie gerichtet wurden, wechseln mußten.

Das Elend ging erst an, als die alten Warenbestände zum Teil aufgebraucht, zum Teil aber von Spekulanten aufgekauft waren, die sie zurückhielten und dann allmählich mit phantastischem Nutzen auf den ausgehungerten Markt warfen, der alles zu jedem Preise gierig aufnahm. Der Krieg brachte es mit sich, daß ganze Warenkategorien vom Markte verschwanden; während jedoch in anderen Ländern die eigene Produktion das weitaus meiste, wenn nicht ganz, so doch wenigstens zum Teil ersetzen konnte, geschah dieses in Rußland nur im allerbescheidensten Maßstabe. Die glorreiche russische Industrie, die bei Beginn des Krieges den Mund so ungeheuer voll genommen und, mit Verlaub,

erklärt hatte, daß man des „deutschen Krepfels“ gar nicht bedürfe, sondern alles Erforderliche im eigenen Lande und mit eigenen Mitteln herstellen würde, versagte, und sie deckte sich zunächst mit der ärmlichen Ausflucht, daß die Industrie noch immer unter den verderblichen Einwirkungen der „deutschen Vergewaltigung“ stehe, die ihre schwere Hand durch Jahrzehnte auf Rußland habe ruhen lassen, aber schließlich suchte sie gar nicht mehr nach Ausflüchten, sondern sie lieferte ihre außerordentlich minderwertigen Fabrikate ohne jegliche *captatio benevolentiae* und ließ sich den üblen Shoddy mit Bombenpreisen bezahlen.

Was die Fabrikanten nicht zustande brachten, das besorgten die Spekulanten, die sich wie ein Schwarm von Schmeißfliegen auf die Warenvorräte warfen, diese aufkauften, einlagerten und dann mit enormem Nutzen unter die Leute brachten. Bei diesem Bacchanal der bourgeoisen Marodeure wurden ungezählte Millionen verdient, die zum Teil in Häusern und anderen Liegenschaften festgelegt, zum Teil aber zu weiteren Spekulationen verwendet wurden. Der russische „Kupez“, der von je eine besondere Neigung für menschlich wohl verständlichen, ethisch und volkswirtschaftlich aber keineswegs zu entschuldigenden, leichten Verdienst gehabt hat, zeigte sich in dieser für das Land so enorm schweren Zeit von seiner unvoreilhaftesten Seite. Er konnte seinen Instinkten die Zügel schießen lassen, denn die Regierung, die ihm wohl einen tüchtigen Dämpfer hätte aufsetzen können, verlor, wie immer in schwierigen Situationen, den Kopf und mußte die Dinge gehen lassen, wie sie eben gehen mochten. Es kann freilich nicht verschwiegen werden, daß die enorme Verteuerung der Waren zum Teil durch den gewaltigen, nichts weniger als rationell organisierten Bedarf der Armee, zum Teil aber auch durch die sich bald einstellenden Transportschwierigkeiten verursacht wurde; nicht wenig trugen hierzu ferner die mißglückten Experimente der zarischen Regierung bei, die glaubte, den

Verbrauch und den Handel durch polizeiliche Vorschriften regulieren zu können, während ihre verfehlten Maßnahmen nur dazu beitrugen, den herrschenden Wirrwarr zu vergrößern. Wenn die Regierung den Versuch machte, den Preis für irgendeine Ware zu regulieren, so verschwand diese sofort in der Versenkung und war fortan nur noch zu erhöhten Preisen erhältlich.

Ein Kapitel für sich, und zwar ein sehr unerfreuliches, bildeten die Transportschwierigkeiten, die weniger in der Unzulänglichkeit des russischen Eisenbahnnetzes, als in der Verkommenheit der schlecht besoldeten und noch schlechter kontrollierten Eisenbahner zu suchen sind. Da die Bahnen von Militärtransporten sehr stark in Anspruch genommen waren und die Betriebsleitung auf ihnen sich nie durch Zweckmäßigkeit ausgezeichnet hatte, so mußte die Beförderung von Privatfrachten natürlich auf nicht unerhebliche Schwierigkeiten stoßen, die von Leuten, die mit den Landesverhältnissen genügend vertraut waren, ohne weiteres dadurch aus dem Wege geräumt wurden, daß sie das gute Wort von dem guten Schmieren und dem ditto Fahren ins Praktische übersetzten, d. h. die Beamten „schmierten“, was freilich ein Heidengeld kostete, aber doch sicher zum Ziele führte. Dank diesem System kam die Frachtzahlung eigentlich gar nicht mehr in Betracht, — was konnten bescheidene 30 oder 40 Rubel gegenüber Schmiergeldern im Betrage von vielen hunderten oft sogar tausenden Rubeln pro Waggon bedeuten! Das Unwesen der „Schieber“ war trotz allen strengen und strengsten Vorschriften nicht auszurotten, was sehr verständlich ist, denn Eisenbahner, deren Gage allenfalls 60, oder wenn es hoch kam, 100 Rubel monatlich betrug, konnten in einem Monat spielend einige Tausende verdienen, ohne sonderlich viel zu riskieren, — der Mensch muß eben nur ein wenig Glück haben und sich auf die notorische Nachlässigkeit seiner Vorgesetzten verlassen können, oder aber schlimmsten Falles mit diesen Vorgesetzten Halb-

part machen, was den Reiz der Sache natürlich nicht unerheblich herabmindert.

Neben den Eisenbahnern betrieben einen ausgedehnten Waggonverkehr die Vertreter verschiedener Kommunalorganisationen, wohl auch hohe Beamte in der Zentralverwaltung, ohne daß es gelungen wäre, mehr als einen oder zwei dieser Schächer der Rechtsprechung zu überliefern. Um so mehr Eisenbahner gelangten dagegen in den Besitz eines erkledlichen Notgroschens, eines netten Häuschens, das natürlich auf den Namen der Gattin oder eines Verwandten angeschafft wurde, oder sonstiger guter Dinge, von denen man in Friedenszeiten allenfalls einmal in guter Stunde sehnsüchtig geträumt hatte. Der Weizen dieser Herren blühte so ausgiebig, daß man beispielsweise den Güterexpeditoren mit kleinen Banknoten schließlich gar nicht nahen durfte.

„Glauben Sie, daß ich keinen Hundertrubelschein gesehen habe?“ herrschte ein solcher einst einen petitionierenden Kaufmann an, worauf dieser zum einsamen Hunderter seelenruhig noch einen fügte.

Der Expeditor warf einen schiefen Blick und zuckte verächtlich die Achseln. Nun tat der Kaufmann den dritten Hunderter auf den Tisch, worauf der Expeditor den ganzen Aufbau mit einem tiefen Seufzer in seine Tischlade fegte und klagte, daß das Publikum ihn zu Tode martere. Damit war dann das Geschäft zu beiderseitiger Zufriedenheit erledigt. Solcher Szenen spielten sich während der Kriegszeit täglich hunderte und tausende im weiten Reiche ab.

Selbstverständlich mußten derartige „Spesen“ die Waren ungeheuer verteuern, nichtsdestoweniger ist jedoch der Löwenanteil der Teuerung bis zur Revolution der gewissenlosen Bewucherung des Publikums seitens einer Schar von ebenso gierigen wie unverzagten Spekulanten zur Last zu legen.

Dank den Schiebungen der „Marodeure hinter der Front“ verteuerten die Waren sich im Laufe des Krieges um 500,

600 und gar 1000 Prozent, wobei gleichzeitig die Qualität sich immer mehr verschlechterte. Den Höhepunkt erreichte aber die Aufwärtsbewegung der Preise, als nach der Revolution die Arbeiterschaft selbstherrlich die Löhne bis zur Höhe von Ministergagen hinaufschraubte, und dadurch das vollendete und überbot, was die von ihr so verhaßte „Bourgeoisie“ begonnen hatte.

Wenn man sich mit der Verteuerung von Fabrikaten wohl oder übel abfinden und sie als eines der unvermeidlichen Opfer, die der Krieg von uns verlangte, hinnehmen mußte, so war man jedoch nicht wenig erstaunt, als der steigenden Preisbewegung schließlich auch die Lebensmittel zu folgen begannen. Zuerst ging dieser unliebsame Prozeß allmählich vor sich, dann aber nahm die Steigerung ein immer schnelleres Tempo an, und schließlich erreichte die Preisbildung für Nahrungsmittel dieselbe schwindelnde Höhe, zu der die Fabrikate schon längst gediehen waren. Auch hier versuchte die Regierung einzugreifen, doch erlitten ihre Bemühungen genau dasselbe klägliche Fiasko, das sie bei den Versuchen zur Beeinflussung der Preise für Fabrikate hatte erfahren müssen. Natürlich hatte auch hier die Spekulation ihre unsaubereren Finger im Spiele, natürlich spielten auch hier die Transportschwierigkeiten und die hieraus erwachsenden hohen „Spesen“ eine verhängnisvolle Rolle.

Die Fabriken zahlten den Arbeitern so hohe Löhne, daß es für den Bauern keinen Sinn hatte, in schwerer Arbeit der fargen Scholle den Unterhalt abzurufen, während man in den Fabriken oder bei sonstigen, insbesondere aber staatlichen Arbeiten, spielend 10, 15, 30, 50 und mehr Rubel täglich verdienen konnte. Es fand also eine Landflucht in größtem Maßstabe statt. Die Bauern, die ihrem Gewerbe treu blieben, konnten sich natürlich der allgemeinen Warenverteuerung nicht entziehen, — was sie brauchten, mußten sie mit schwerem Gelde bezahlen, zudem hatten sie es nur zu bald heraus, daß der Städte, wenn er nicht verhungern

wollte, schließlich doch jeden noch so hohen Preis für Nahrungsmittel anlegen mußte.

Der Kreis hatte sich also geschlossen. Das Resultat war, daß man, nachdem man vergeblich nach allerlei Mitteln zur Linderung der Notlage gehascht hatte, doch kleinlaut zugeben mußte, daß im reichen Rußland die bittere Not mit dürrem Finger am Tor pochte, daß man nicht mehr imstande war, die Bevölkerung auskömmlich zu ernähren, geschweige denn die vertragsmäßigen Lieferungen an die Verbündeten auszuführen.

Wie man weiß, gab die herrschende Verteuerung von Lebensmitteln und Fabrikaten den Anlaß zum Sturze der Dynastie Romanow. Die Hungerunruhen in Petersburg segten den letzten schwächlichen Träger des Hutes des Monomachos von der weltgeschichtlichen Bildfläche, und das vom Joch des Zarismus befreite Volk glaubte nun, den sozialistischen Zukunftsstaat in aller Herrlichkeit aufzurichten, vor allen Dingen aber sich zunächst ordentlich satt essen und auch sonst ein menschenwürdiges Dasein führen zu können. Leider enthielt jedoch die Rechnung ein sehr beträchtliches Loch, denn nach der Revolution wurde nicht nur nichts besser, sondern im Gegenteil, viel schlechter. Ebenso wenig wie der zarischen Regierung gelang es der revolutionären das Verpflegungswesen zu ordnen, oder auch nur die Spekulation einzudämmen. Die erträumten Vorzüge des Zukunftsstaates wollten sich perfiderweise durchaus nicht einstellen, wengleich man die verhaßte Bureaukratie, der man die Schuld an aller Unbill in die Schuhe geschoben hatte, restlos abgeschafft hatte. Es erwies sich, daß die neuen Männer ebenso wenig befähigt waren, der Schwierigkeiten Herr zu werden wie die früheren Machthaber, und in manchen revolutionsheißigen Köpfe dämmerte nun leise die Erkenntnis auf, daß man wohl das System wechseln kann, daß aber

die Menschen mit allen ihren Unzulänglichkeiten immer und ewig dieselben bleiben.

Unter der Herrschaft der neuen Männer geriet das Transportwesen bald in den Zustand vollständiger Auflösung, und die Produktion des Landes fiel ganz rapid. Wenn vor der Revolution die bourgeoisen Elemente in der Wolle gefessen und die Verbraucher nach Herzenslust bewuchert hatten, so förderte nun die Arbeiterschaft, die sich als Beherrscherin der Situation fühlte, die weitere Verteuerung nicht nur der Fabrikate, sondern auch der landwirtschaftlichen Produkte. Dazu kam denn noch, daß infolge der Unsicherheit der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes, sowie der ungeheuern Beanspruchung der Leistungsfähigkeit der Notenpresse der Rubelkurs sank, was eine weitere Verteuerung nicht nur der Einfuhrwaren, sondern auch der eigenen Produktion nach sich zog.

Unter solchen Umständen ist es verständlich, daß im ganzen Lande das Wehklagen nicht verstummte, denn man gab aus wie ein Fürst und lebte nichts weniger als fürstlich. Wie sollte man Debet und Kredit in Einklang bringen, wenn die Lebensführung sich um mindestens 600 bis 700 Prozent verteuert hatte, während die Einnahmen sich im besten Falle verdoppelt hatten. Unzählige waren aber nicht einmal in dieser relativ günstigen Lage, sondern hatten mit ihren Friedenseinnahmen, oder gar mit einer erheblichen Verringerung dieser hauszuhalten.

Das war nun eine Kunst, die man sich um so schwerer aneignen konnte, als man im allgemeinen an einen, wenn nicht gerade breiten, so doch ungemein behaglichen Lebensschnitt gewöhnt war und sich, was des Leibes Notdurft und Nahrung anlangt, keinerlei Beschränkungen aufzulegen gewöhnt war. Man hatte ja auch vor dem Kriege weidlich über der Zeiten schwere Not geklagt, — viele

lernen ja klagen, ohne zu leiden, das erfordert nun einmal, sozusagen, der Anstand, aber man hatte doch täglich, wenn auch nicht das berühmte Huhn Heinrichs IV., so doch ein anständiges Stück Rindfleisch im Topfe und sein Schnäpschen nebst nachfolgendem Bier oder Wein, je nach Geschmack und Gewöhnung, gehabt.

Wenn man bei uns zu Lande nichts anderes gehabt hatte, so war man doch immer satt gewesen, und nun hieß es mit einem Mal, daß Schmalhans Küchenmeister werden sollte oder vielmehr bereits geworden war, ehe man sich dessen versehen hatte!

Von unserem Tische verschwanden eines nach dem andern die guten Dinge, die selbst dem bescheidenen situierten Bürgersmanne zugänglich gewesen waren, wie etwa das saftige Roastbeef, der sonntägliche Schweine- bzw. Kalbsbraten, die Butter, die Fische, das Geflügel und Wild, vor allen Dingen aber die kleinen und pikanten hors d'oeuvres, die Pastetchen und Piroggchen, die gesalzenen, verzußerten, gepfefferten und gesäuerten Kinkerlitzchen, an deren Stelle neben den ehrlichen und bekömmlichen Grüßen allerlei Fett-surrogate, wie Pflanzenöle, Pferdetalg und *horribile dictu*, auch das Pferdefleisch trat, das sich bald Bahn brach und entweder offen oder in verschämter Verhüllung in unsere Mägen courbettete.

Wer vermochte es, sich noch ein Stück Käse, eine ordentliche Rauchwurst, einen Schinken, einen Gänsebraten oder einen geräucherten Lachs zu leisten? Einen Zehner frischer Eier, einen Apfel, ein Gericht Pilze, ein Pfund Butter oder einen Hasenbraten zu erschwingen? Unsere Tafel wurde ganz infam mager und schütter, und man sah sich gezwungen, die Qualität durch die Quantität zu ersetzen und seinen Gaumen mit aller Energie zur Ruhe zu verweisen. Man mußte nolens volens auf die landesübliche Geselligkeit mit der den Mittelpunkt derselben bildenden obligaten Abfütterung auf breiter Basis, verzichten. Herrgott, worauf

mußte man schließlich nicht verzichten, wenn man nicht Spekulant oder Arbeiter war! Es dauerte nicht lange, da ertappte man sich dabei, wie man seinen Gästen, so lange man solche an seinem Tische noch zu sehen in der Lage war, die Bissen am Munde abzählte, oder bei ähnlichen Gedankengängen, die einem vor Jahr und Tag einen Schauer des Ekels vor der eigenen Kleinlichkeit über den Rücken gejagt hätten.

Aber es half alles nichts, man mußte eben daran glauben und sich für die noch zu erwartenden schlimmeren Zeitläufte trainieren. Man begann zunächst mit dem, was einem in jahrelanger Übung lieb geworden, vielleicht unentbehrlich erschienen, aber nun doch abgeschafft werden mußte. Die starken Getränke, die in unserem Ausgabe-Budget immerhin einen anständigen Posten ausgemacht hatten, mußte man sich, wie in einem anderen Kapitel berichtet worden ist, in erster Linie abgewöhnen, denn einerseits waren sie nicht vorhanden, andererseits aber wurden sie, da sie eigentlich doch vorhanden waren, — sie hatten sich der sog. „Greifbarkeit“ entzogen und lagerten in still verborgenen Spekulantenkellern, — unsinnig teuer. Unverbesserliche Sumpfhühner, die in den ersten zwei Kriegsjahren für eine Flasche Schnaps oder eine Flasche Portwein noch 7, 8 oder auch 10 Rubel anlegen konnten, sahen sich bald aufs Trockene gesetzt, denn schließlich zahlte man für die eben genannten Getränke 50, 60 und gar 100 Rubel. Da mußte sich denn auch der wütendste Durst bescheiden, und den Weinberg, in dem man so wacker gearbeitet, den neugebackenen Kriegsmillionären, oder aber den Herren Arbeitern, die 60 und 70 Rubel pro Tag verdienten, überlassen, oder sich zu den zweifelhaften Produkten des Hausbrandes bekehren, die übrigens schließlich auch mit etwa 20 Rubel pro Flasche bewertet wurden. Diese Wandlung konnten freilich nur die ganz Ausgepöckelten mitmachen, denn die normal begabte Zunge und nicht min-

der das Riechorgan wandten sich mit Grauen von dem Duft und Geschmack dieses Geföfss.

Troß alledem kann die Abwesenheit des in schweren Kriegsläufen doppelt willkommenen Sorgenbrechers nicht als das größte der Übel eingeschätzt werden, — der Schuh drückte uns an ganz anderen Stellen bei weitem schmerzhafter und ausdauernder. Gewiß, so mancher trinkfeste und zechfreudige Gesell mag mehr als einmal geseufzt haben, daß es unter solanen Umständen keine Lust sei, zu leben, aber wie vielen hat die notgedrungene Enthaltfamkeit von Leberanschoppungen, Magenbeschwerden und anderen Gebrechen des allzu sündigen und genießfreudigen Leibes verholfen, und das ist immerhin hoch zu bewerten. Auch der ethische Gewinn ist nicht zu verachten gewesen, denn so manche Stunde, die man früher in der „anregenden“ Kneipenatmosphäre verbracht hatte, wurde nun der Familie oder den Büchern gewidmet, für die der Berufsmensch im allgemeinen so entsetzlich wenig Zeit übrig hatte, daß sie oft vom Vater auf den Sohn unaufgeschnitten übergingen und ihren Kreislauf in demselben Zustande beim Antiquar beschloffen.

Nein, das war der Übel größtes gewißlich nicht!

Dieses nistete sich dort ein, wo die züchtige Hausfrau mit Umsicht und Sparsamkeit waltet, stets darauf bedacht, die vielen hungrigen Mäuler zu stopfen und den bekannten Weg zum Herzen des Gatten wohl geebnet und gangbar zu erhalten, und dabei dennoch etwelche Ersparnisse für den schwarzen Tag oder für die im Laufe des Jahres fälligen geburtstaglichen und sonstigen Überraschungen zu machen, d. h. im Küchendepartement und in den verwandten hauswirtschaftlichen Branchen.

Welche Mühe kostete es, den Hausstand im gewohnten Geleise zu erhalten, aber schließlich ging das selbst bei heißestem Bemühen und größter Geschicklichkeit und Erfahrung doch nicht mehr, denn alle noch so fein gesponnenen

Berechnungen und Kalkulationen wurden von der brutalen Wirklichkeit rauh über den Haufen geworfen. Man schränkte sich zunächst ein, verzichtete auf alles, was in Speise, Trank und Kleidung an Luxus grenzte und überflüssig erschien, verzichtete schließlich auf Notwendiges und zuletzt auf Unumgängliches. Aber auch dann wollte es nicht langem. Die Kluft zwischen Einnahmen und Ausgaben ließ sich in ungezählten Hausständen nicht mehr überbrücken und klappte immer tiefer, um schließlich so manche vor dem Kriege auskömmlich situierte Familie wirtschaftlich zu verschlingen.

Die wesentliche Rolle spielte hier natürlich die enorme Verteuerung der Lebensmittel, die für manche Artikel in das Phantastische stieg, während andere vollständig aus dem Verkehr verschwanden. Den Genußmitteln, wie Schokolade, Konfekt, feinem Gebäck und anderen guten Dingen dieser Kategorie weinte man nur wenige Tränen nach, denn sie ließen sich mehr oder weniger leicht entbehren. Bedenklicher war es schon, als der Zucker knapp wurde und schließlich mit Gold aufgewogen werden mußte. Der ganze Jammer der Zeit und der völlig verfahrenen wirtschaftlichen Verhältnisse packte uns erst dann an, als es an Fleisch, an Butter und anderen Fettstoffen, sowie am täglichen Brote zu mangeln begann und Frau Sorge immer lauter an die Tür pochte.

Langsam und unabweislich veränderte sich der Lebenszuschnitt im großen und einst so reichen Rußland; die „breitwürfigen“ russischen Naturen lernten, unter der harten Faust eiserner Notwendigkeit, sich bescheiden. O, wie bescheiden! Das Land, in dem dereinst Milch und Honig geflossen war, und in dem man im allgemeinen ein Schlaraffendasein geführt hatte, wurde dürr und steril wie die Kühe Pharaos zweiten Aufgebots, und die Suppentöpfe des Landes wurden immer wässriger. Nach den Kuchen und Konditorwaren verschwand allmählich auch das Weißbrot; es wurde

durch knappe Rationen scheußlich gebackenen Roggenbrotes ersetzt, und man mußte froh sein, daß man diese Nahrung, die man früher kaum seinem Hunde vorgesetzt hätte, weil man eben besseres gehabt hatte, nach stundenlangem Harren vor den Brotläden nach Hause tragen durfte. Es verschwanden Fleisch und Butter, deren Preise zu einer Höhe gediehen, die nur noch von Millionären und Kassendefraudanten erkommen werden konnte. Es verschwanden Fische, Eier, Käse und Milch. Alle diese Produkte verschwanden, und sie tauchten wieder auf, nachdem sie eine immer wieder erneute Preishäutung durchgemacht hatten. Währenddessen las man in den Zeitungen fortwährend von Riesenvorräten, die da und dort verfaut waren, weil es an Arbeitshänden gemangelt hatte, weil man keine Tonnen hatte, weil gestreift worden war, oder weil die Eisenbahnen immer wieder versagten.

Man lebte schließlich in einem Lande, in dem alles vorhanden war, während man gleichzeitig nichts hatte. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß wir bald alle Breitwürfigkeit aufgeben und zuschauen mußten, wie wir uns durch das feindliche Leben schlagen mochten. Das fiel uns höllisch schwer, soweit es sich nicht um Leute handelte, die sich ererbten oder mehr oder weniger wohl erworbenen Besitzes erfreuen durften.

Infolge der kärglichen Nahrung, die vielfach den Charakter des Halbhungers annahm, wurden die Taillen der Leute, die Cäsar gern um sich gehabt hätte, schlank, wie die Kerzen. Leute, die alljährlich nach Karlsbad gepilgert waren mit dem Stoßseufzerlein auf der Lippe: o, schmölze doch dies allzu feste Fleisch! sahen sich der Mühe enthoben, die überschüssigen Fettpolsterungen mit heilsamen Wässern gewaltsam zu entfernen, — sie schwanden wie die Höcker der Schiffe der Wüste nach langer Wanderung, und die Schneider hatten alle Hände voll zu tun, die Bein- und sonstigen Gehäuse der zunehmenden Verdürrung anzupassen.

Leider äußerten sich die Folgen der andauernden Unterernährung auch in erhöhter Sterblichkeit, namentlich der Kinder und älterer Menschen, die vielfach auf die ihnen bekömmliche Nahrung verzichten mußten. Welche Folgen die Unterernährung für die heranwachsende Jugend gehabt haben wird, muß ja erst die Zukunft erweisen, — leicht haben es die armen Jungen und Mädchen mit ihrem gesegneten, nie in vollem Umfange befriedigten Appetit gewiß nicht gehabt, und man muß annehmen, daß der Krieg eine physisch minderwertige Generation gezeitigt haben wird.

Am schwersten wurde der gebildete Mittelstand heimgesucht, an dem der Goldregen, den der Krieg entfesselt hatte, vorüberging, ohne seine Fluren zu benehzen; er allein hatte das Nachsehen, denn nie hatte der Kopfarbeiter weniger gegolten als gerade während des Weltkrieges.

Zu der Teuerung der Lebensmittel gesellte sich der Wohnungswucher, die enorme Verteuerung des Heizmaterials, der Bekleidung und anderer Bedürfnisse. Währenddessen wurde die Steuerschraube immer kräftiger angezogen, denn der Staat brauchte Milliarden um Milliarden, nicht nur zum Kriegführen, sondern auch um den wachsenden Appetit der Soldaten, Arbeiter und Beamten zu befriedigen, wenngleich die Leistungsfähigkeit dieser Herren in demselben Maße abnahm, wie ihre Ansprüche an den Staatsäckel stiegen.

Während diese guten Leute herrlich und in Freuden lebten, mußte der Bürgersmann sich nach der immer kürzer werdenden Decke strecken. Er nährte sich nicht nur schlecht, sondern kleidete sich noch schlechter, denn der Shoddy, den die vaterländische Manufaktur lieferte, wurde immer teurer, bis er schließlich ganz aus dem Bereiche des für Durchschnittstaschen Zugänglichen entschwand.

Man unterzog die vorhandene Garderobe einer Prüfung auf Herz und Nieren, und siehe da, es ließ sich so manches wenden, so manches flicken, so manches aufputzen oder

kombinieren. Die Schneider, deren Brotkorb auch in die Höhe geschwellt war, erwiesen sich als nachsinnliche und erfindungsreiche Männer, — sie brachten mitunter aus ruinen Gewandungen wahre Wunderwerke zustande, die wahrscheinlich wohl nicht den Beifall eines geachteten Dandys errungen hätten, aber doch ihren Zweck erfüllten und unsere dürre Blöße ausreichend bedeckten.

Schlimmer als um Kleider, stand es um Stiefel, die rar, teuer und miserabel wurden. Es gab eine Zeit, in der begeisterte Patrioten, die sich zu allen, auch den schwersten Opfern bereit erklärt hatten, den nationalen Bastschuh zu Ehren bringen wollten; in der That sah man auch auf den Straßen hin und wieder einen Narren, der zum steifen Filzhut Baststiefele trug, aber viele Nachahmer fanden diese impulsiven Herren, die bald wieder von der Bildfläche verschwanden, nicht. Man kehrte reuig zum Lederstiefel und zu seinen Surrogaten, als da sind Zeugschuh, Gummi- und Linoleumsohlen usw. zurück. Auch hier fand der Erfindungs- und Kombinationsgeist unserer Schuster ein unabsehbares Feld zur Betätigung; sie bewährten sich als Schuh- Macher und Poet dazu, indem sie phantasievolle Werke aus geborstenen Zeugen verschwundener Pracht dichteten.

Und es war sonderbar, je teurer und seltener das Leder in dem Staate wurde, in dem das meiste Horn- und sonstige Ledervieh herumläuft, um so mehr Leder wurde für Damenschuhwerk, das man eigentlich schon „Chaussure“ nennen muß, verschwendet; je kürzer die Röckchen, um so höher die Stiefelchen! Es ging in dieser Beziehung genau ebenso wie mit den Lebensmitteln, — je teurer diese wurden, um so aufdringlicher wirkten die Delikatessen, die sich in den Schaufenstern blähten und dem Hungrigen das Wasser im Munde zusammenlaufen machten. Man hatte kein Brot, aber es gab Leute, die 12 Rubel für eine Birne zahlten und 50 Rubel für ein Pfund Mallossol anlegen konnten, ohne daß sie mit der Wimper dazu zuckten.

Ein Kapitel für sich bildete der üppig ins Kraut schießende Wohnungswucher, dem man sich auf keine Weise entziehen konnte, weil die größeren Zentren von Zuzüglern, insbesondere den Flüchtlingen aus den evakuierten Gouvernements überfüllt waren, während die Bautätigkeit im Laufe des Krieges vollständig zum Stillstand gelangt war, — man war also auf Gnade und Ungnade in die Hände der Hausbesitzer geliefert, die die Situation weidlich ausnutzten und die Mietpreise zu fabelhafter Höhe schraubten. Freilich suchten diese Harpyen ihr Tun durch die schweren Lasten, die sie angeblich zu tragen hatten, zu entschuldigen, aber sie vergaßen ganz, daß diese Lasten durch den enormen Wertzuwachs ihres Besitzes mehr als wett gemacht wurden.

Kurzum, man wurde von allen Seiten gezwängt und gezwängt, ohne daß man imstande gewesen wäre, sich gegen die von überall her andringenden Ansprüche zu wehren. Das Resultat war für den gebildeten Mittelstand, wie gesagt, ein überaus trauriges. Man aß schlecht, trank Wasser, schlechten und teuren Tee, greuliche Kaffeesurrogate, rauchte entsetzlichen Tabak, der mit Gold aufgewogen werden mußte, kleidete sich schäbig, und war trotz alledem nicht nur genötigt, seine Ersparnisse anzugreifen und sie restlos zu verbrauchen, sondern bald ging es auch an das Versilbern von Schmuck und anderen Wertgegenständen, und doch kamen viele um das Ende nicht herum, — sie verarmten in der hoffnungslosesten Weise, nachdem sie sich tapfer gegen die eindringende Not gewehrt hatten, so lange eben die Fonds ausgereicht hatten.

Der Einzelne durchlebte genau dasselbe, was dem Staate beschieden war: die vollständige Aufzehrung der angesammelten Vorräte und den wirtschaftlichen Zusammenbruch, oder doch die wirtschaftliche Schwächung auf Generationen hinaus. Man lebte von dem und mit dem, was man in besseren Zeiten angeschafft hatte; wenn man damit zu Ende war, dann begann das Darben und das Sichbehelfen.

An Anschaffungen und Ergänzungen des Abganges notwendiger Einrichtungsgegenstände konnte man natürlich nicht denken, und so gelangte man dann schließlich in die Situation des Studenten, der von der Mama wohl ausgestattet die Hochschule bezieht und von dort mit Pfeife, Zahnbürste und zwei Papierkragen wieder heimkehrt.

Nicht nur alles, was Luxus hieß, lag hinter uns in wesenlosem Scheine, sondern wir hatten auch auf den bescheidensten Komfort verzichten müssen. Man drückte sich in den Wohnungen zusammen, man heizte sparsam und schränkte die Zahl der Dienstboten, die hohe Löhne beanspruchten und einen unangemessen gesegneten Appetit entwickelten, auf das äußerste ein. Zarte Mädchenhände schlangen Besen und Staubtuch, oder sie tauchten in den Waschbottich, gleich der königlichen Nausikaa, denn der Messer der menschlichen Kultur, die Seife, war teuer geworden, o, wie teuer, und die Waschermädel beanspruchten für ihre Dienste allzuviel.

In dieser Zeit der Einschränkungen und Entbehrungen erkannten wir, wie unendlich viel Dinge der moderne Mensch glaubte bedürfen zu müssen, um sich auf der Höhe der Zivilisation zu fühlen, und wie wenig er eigentlich bedarf, um dennoch nicht aus dem Leime zu gehen.

Toilettenseife, wenn angängig englische, ist gewiß eine gute Sache, namentlich wenn man eine empfindliche Haut hat, aber wenn das Pfund ganz gemeiner Küchenseife anderthalb Rubel kostet, dann steigt sie in der Wertschätzung der Mitwelt und die allerempfindlichste Haut muß sich an sie gewöhnen.

Was kann es erfrischenderes geben, als eine tägliche Abreibung mit gutem Kölnischem Wasser, natürlich vom aller-echtesten Johann Maria Farina, aber wenn die allerunechteste Apothekerfälschung mit 15 Rubel pro Pfund bezahlt werden muß, dann überläßt man das Feld dem braven

Vaterlandsverteidiger, der das gute kölnische Wasser zu innerlichen Einreibungen benutzt, und man konstatiert mit Staunen, daß eine Abreibung mit kaltem Wasser genau dieselben Dienste tut.

Und so ist es uns mit unzähligen anderen Dingen gegangen, die uns so wertvoll, so unumgänglich geschienen, und über die wir dennoch hinübergekommen sind, ohne sonderlichen Schaden an Leib oder Seele zu nehmen.

An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß die erschreckende Verelendung des Mittelstandes ganz gewiß nicht den Umfang erreicht hätte, zu dem sie tatsächlich gediehen ist, wenn die Prinzipale vieler Angestellten ein Einsehen gehabt und ihre Leute besser, d. h. den Kriegsläufsten entsprechend, entlohnt hätten. Natürlich waren viele Geschäfte nicht in der Lage, ihre Angestellten wesentlich oder auch nur unwesentlich aufzubessern, da sie selbst schwer mit der Ungunst der Zeiten zu kämpfen hatten, aber sehr viele, namentlich kleinere Betriebe, die trotzdem oder gerade deshalb, vortreffliche Umsätze erzielten, hielten es wohl für nötig, über die schwere Not der Zeiten zu klagen, womöglich die Gehälter gleich bei Kriegsausbruch zu kürzen, aber in Aufbesserungen ihres Personals nur dann zu willigen, wenn ihnen das Messer sozusagen an die Kehle gesetzt wurde. Das ist aber seitens der Vertreter des gebildeten Mittelstandes nur selten getan worden, und man konnte vielfach den absonderlichen Zustand erleben, daß in einem und demselben Betriebe die organisierten einfachen Arbeiter weit besser bezahlt wurden, als gebildete Bureaubeamte.

Unter solchen Umständen mußte der Mittelstand sich eben bescheiden und seine Bedürfnisse über die Linie des Äußersten hinaus einschränken. Leider beschränkten sich diese Kürzungen des Lebenszuschnittes nicht nur auf die Entbehrung von Dienstboten, auf die weitestgehende Vereinfachung von Kleidung und Nahrung usw., sondern vielfach auch auf kulturelle Bedürfnisse. Wieviele Familien haben auf den

Besuch von Theatern und Konzerten, sowie auf den Ankauf von Büchern, oder gar auf das Abonnement einer gleichfalls zu erklecklicher Teuerung gediehenen Zeitung verzichten müssen, wieviele Kinder sind gezwungen gewesen, den Schulbesuch aufzugeben, weil man das Schulgeld und die teuren Lehrmittel nicht mehr aufzubringen vermochte!

Der gebildete Mittelstand, die Vertreter der sogenannten freien Berufe, die städtischen und zum Teil auch die Staatsbeamten, sowie die Angestellten privater Unternehmungen sind in dem ungeheueren Wechsel der Dinge, der sich während des Krieges vollzogen hat, der ruhende Pol, weil dem Gehalt die Anpassungsfähigkeit und Beweglichkeit des Arbeitslohnes abgeht. Das schreiende Mißverhältnis, das zwischen den starren Einnahmen und den um viele hunderte Prozent gestiegenen Ausgaben bestand, hat zu dem Hinabgleiten des Mittelstandes geführt, dem man nicht teilnahelos zuschauen kann, denn es ist klar, der Mittelstand wird sich nach Friedensschluß in völlig veränderte Verhältnisse gestellt sehen, in eine Stellung zu den anderen Volkskreisen, die tief unter seinem früheren Niveau liegt.

Der Krieg hat den Mittelstand Rußlands an den Rand des wirtschaftlichen Verderbens gebracht und ihn auf Generationen hinaus wirtschaftlich geschwächt. Was das für das Land, in dem kulturelle Elemente so überaus dünn gesät sind, obwohl gerade nach diesen ein schreiendes Bedürfnis besteht, bedeutet, braucht wohl nicht erst ausdrücklich hervorgehoben zu werden.

Man darf jedoch nicht verkennen, daß diese Zeit, die so großes Elend über uns gebracht hat, schließlich doch nicht ganz ohne Segen gewesen ist, — sie hat uns gelehrt, uns zu bescheiden, uns mit wenigem zu begnügen, zu erkennen, daß man nicht über seine Mittel hinaus zu leben braucht, um als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft angesehen zu werden. Der Krieg hat ferner unsere Jugend gelehrt, mit

anzugreifen und nicht erst um jeder Lappalie willen nach dem Dienstboten zu schellen. Sie hat uns von vielem unnützen Ballast, vielem Dünkel und Bagatellen befreit, sie hat uns ernster und fester gemacht. Und das werden wir sehr gut gebrauchen können, denn die satten und übersatten Zeiten sind dahin für immer, — sie kehren nie wieder, oder sie werden erst dann wieder eintreten, wenn wir, die diese große, schwere und fürchterliche Zeit miterlebt und miterlitten haben, nur noch schattenhaft in der Erinnerung unserer Nachfahren leben werden.

Das revolutionäre Petersburg

In der Erinnerung der meisten Leser wird sich die gewesene Residenz an der Newa als eine etwas kalte, hochherrschaftliche und in einzelnen Partien hoheitsvolle Stadt erhalten haben, als die Stadt der prunkvollen Paläste, der gewaltigen Regierungsgebäude, des wunderbaren Holzpflasters, der geschwinden Iswoschtschiks und des ewig entweder frühstückenden oder am Kai und über den Newski flanierenden eleganten Publikums. Das arbeitende, schwer arbeitende, blutarme, verkommene und verlotterte Petersburg, das den kleinen glänzenden Kern wie eine aufgeschwemmte faule Schale umgibt, sieht der Fremde nur durch Zufall, und auch der Einheimische gelangt dorthin nur äußerst selten. Man kann sagen, daß die Hauptstadt die Typen aller russischer Städtegrade in sich vereinigt: das Zentrum ist eben die westeuropäisch überzüchtete Hauptstadt, die nur nach anhaltendem Regenwetter einen Rückfall in das Asiatische erleidet. Den nächsten konzentrischen Kreis bildet der Typus der entseßlich langweiligen, aber doch auf eine gewisse äußere Kultur Anspruch machenden russischen Gouvernementsstadt; an diesen Typus schließt sich der ausgedehnte Ring mit dem Charakter der Kreisstadt, die weder Kultur kennt, noch auch auf solche Anspruch erhebt, sondern sich mit aller Unbefangenheit als ein erweitertes, schmußstarrendes Dorf gibt. Die äußersten Ausläufer der Hauptstadt tragen bereits den ausgeprägten Dorfcharakter. Sieben Werst vom Winterpalais kann man bereits ungepflasterte Straßen finden, die im

Sommer an die Sandsteppen Turkestans erinnern, während sie sich im Frühling und Herbst in ein Kotmeer verwandeln, in dem mitunter der eine oder andere Eingeborene oder auch einmal ein Pferd ertrinkt. An diesen „Straßen“ stehen kleine, halb in die Erde gesunkene Holzhütten, verseuchte, den primitivsten Begriffen von Hygiene höhnisch sprechende Spelunken, in denen die Ärmsten der Armen ihr elendes Dasein vertrauern, bis man sie hinausträgt auf die Armenfriedhöfe, die einem Schindanger ähnlicher sehen, als einer Begräbnisstätte menschlicher Wesen. Im Nachstehenden soll jedoch nicht von diesem dunkelsten Petersburg die Rede sein, sondern von dem stolzen „Nordischen Palmyra“, das von unzähligen russischen Dichtern gefeiert und verherrlicht worden ist.

Wenn jedoch diese Dichter ihre Gräber auf dem Lazarus-Friedhofe des Alexander Newski-Klosters verlassen und einen Blick auf das revolutionäre Petersburg werfen könnten, dann würden sie wohl nicht nur von aufrichtigem Schmerz, sondern von empörtem Entsetzen gepackt werden. Wie schändlich ist Petersburg von der Revolution zugerichtet worden! Wir wollen nicht von den zahlreichen Brandruinen reden, die die ersten Tage der Revolution geschaffen haben und von denen einige — welche absonderliche Geschmacksrichtung! — als „Denkmäler der Revolution“ für ewige Zeiten in ihrem gegenwärtigen Zustande den Nachfahren zum Andenken erhalten bleiben sollen. Man braucht nur eine Viertelstunde über den Newski zu gehen, um sich davon zu überzeugen, daß die von den Romanows im Laufe von zwei Jahrhunderten mühsam aufgetragene, immerhin recht dünne Kulturtünche von dem souveränen Proletariat in fabelhaft kurzer Zeit — es hat hierzu nur weniger Wochen bedurft — so gründlich entfernt worden ist, daß nun das Asiatentum in seiner vollen abstoßenden Gestaltung unverhüllt zutage tritt. Es ist, als ob eine Riesenfaust die konzentrischen Kulturkreise, von denen eingangs die Rede war,

zusammengeknittert, durcheinander geschachtelt und dann dem auf diese Weise gewonnenen Gebilde das Brandmal der trostlos verkommenen russischen Kreisstadt aufgedrückt hätte. Die Revolution hat Petersburg nicht etwa demokratisiert, sondern diese wunderbare Stadt verpöbelt, zu ihrem Ebenbilde gemacht.

Wer entsinnt sich nicht des unvergleichlich eleganten Bildes, das der Newski in den späten Nachmittagsstunden bot, wenn die Große Welt über die Granitquadern der Trottoirs flanierte, oder aber in Kraftwagen oder kostbaren Gespannen über das Holzpflaster dahinslog, zum Korso auf den Inseln oder auf dem Kai. In diesen Stunden begegnete man auf dem Newski dem ganzen Petersburg, allen, die Rang, Namen und Stellung hatten, oder schön und elegant waren. Das war ein Gewoge von Fahrzeugen aller Art, das sich nur zu oft an der Polizeibrücke oder an der Einmündung der Morstkaja staute und sich zu einem unentwirrbaren Knäuel zusammenzuballen drohte. Doch wozu wäre die Polizei dagewesen, wenn sie nicht Ordnung geschaffen hätte! Und wie schaffte sie Ordnung, diese Polizei, der es in der Revolutionszeit nach so vielen herrlich und in Freuden verbrachten Jahren so furchtbar schlecht ergangen ist!

Da gab es an jeder Straßenkreuzung die gewichtigen Gorodowois, Kerle, wie auf Draht gezogen, Kerle, die jede Erzellenz salutierten und dabei die Absätze zusammenschlugen, daß es nur so krachte. Und dann die jungen, geschniegelten Polizeileutnants, die hoheitsvollen Pristaws und die beinahe unnahbaren Polizeimeister, denen man nicht weniger „geben“ durfte, als tausend Rubel. Nicht zu reden vom Herrn Stadthauptmann, der freilich nur bei besonderen Gelegenheiten auf der Bildfläche erschien, wie etwa bei einer der Ausfahrten der Majestäten. Dann erstarb der Newski; die Fuhrwerke durften nur hart am Trottoir fahren, die ganze Breite des Fahrdammes war den kaiserlichen

Wagen vorbehalten. Da jagten sie heran, diese prachtvollen Wagen mit ihren Insassen und den purpurrot livrierten Kutschern und Lakaien mit dem feck auf ein Ohr gerückten Zweispitz und den englisch glatt rasierten Gesichtern. Dann erstarrte der Newski und erstarrten die Polizisten aller Grade zu Säulensäulen, aber ihre Blicke flogen unruhig, denn wer mochte wohl wissen, was passieren konnte! Der kaiserliche Cortège brauste vorüber, verfolgt von den Hurrarufen der Menge, die hierzu von einigen tausend Spitzeln, die zu jeder Ausfahrt aufgeboden wurden, in unzweideutiger Weise animiert wurde.

Der Newski bekam wieder Leben, das in breitem Strome dahinflöß. In gewissen, streng vorgeschriebenen Zeiträumen erschienen die Hausknechte in ihrer wiederum streng vorgeschriebenen Tracht, und sie hatten dafür zu sorgen, daß kein Stäubchen auf der Straße lag. Der Newski und alle anderen Hauptstraßen blizten und blinkten — dafür hatte die Polizei zu sorgen, und man muß ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie tat ihr Bestes. Freilich mußte ihre Allgewalt versagen, wenn es vom Himmel herabrieselte, oder wenn Tauwetter einsetzte und der schwammige Sumpfboden das allzureichliche Naß nicht aufzusaugen vermochte. Dann half alles Fluchen und Wettern der hohen Polizei nichts, gegen die entfesselte Naturgewalt vermochte sie nicht aufzukommen und man mußte es sich schon gefallen lassen, daß man von den kotschleudernden Gummirädern einer herrschaftlichen Equipage in einen wenig appetitlichen, gefleckten Leoparden verwandelt wurde. Doch war das nur die Ausnahme, während die Regel eben die Blitzblänke war, die von der Revolution endgültig abgeschafft worden ist.

Wer heute den Newski betritt, in dem wird vor allen Dingen der Glaube erweckt, daß alle Birkenwälder des Landes, die früher die Kehrbesen lieferten, ausgerottet seien. An das Kehren der Straßen denkt eben heute niemand mehr. Polizei, die darauf bestehen könnte, gibt es ja im freien

Rußland nicht mehr, an ihre Stelle ist die Volksmiliz getreten, die so enorme Gagen bezieht, daß sie keinerlei Pflichten auszuüben braucht; ihre Vertreter führen allenfalls, um in der Übung zu bleiben, hin und wieder einen besonders vorteilhaften Einbruch oder eine ausgiebige Haussuchung aus. Im übrigen wird das lediglich als Sport geübt, denn die Herren sind so glänzend gestellt, daß sie es wirklich nicht nötig haben. Man bedenke nur, daß zum Unterhalt der Polizei früher aus dem städtischen Säckel jährlich nur 300 000 Rubel hergegeben werden mußten, was sonst noch fehlte, verschafften sich die Polizisten in der in Rußland üblichen Weise — 1917 erforderte aber der Unterhalt der Volksmiliz die Lappalie von 17 Millionen Rubel. Was Wunder, daß die Stadt Petersburg das Jahr mit einem Unterschuß von runden 100 Millionen abschließen mußte!

Die Hausknechte haben keinerlei Veranlassung, ihren Funktionen nachzugehen, denn auch sie haben sich Ministergehälter gesichert, und es ist fraglos bei weitem vorteilhafter, Bestechungsgelder von Wohnungsuchenden entgegenzunehmen, als sich etwa mit dem Kehren der Straßen, das der Würde eines freien Bürgers wenig entspricht, zu befassen.

Der Newski und seine Leidensgenossen, will sagen, die anderen zentralen Straßen, sind daher sich selbst überlassen; das glänzende Publikum von einst ist natürlich verschwunden, denn man flaniert weder zu Fuß noch im Wagen; das eine wie das andere könnte dem souveränen Volke mißfallen, und es würde unbedingt gegen derartige bourgeoise Gepflogenheiten auftreten. Hier gibt es nun unbegrenzte Möglichkeiten, die sich zwischen dem Eintreiben eines Zylinderhutes und einem Raubmord abspielen können, es kommt ganz darauf an, inwieweit ein Bourgeois den gerechten Zorn des Volkes durch Aussehen oder Gebaren gereizt hat. Diesen Möglichkeiten will sich natürlich niemand aussetzen, und man befließigt sich daher in Worten und Werken einer ausgeprägt demokratischen Schlichtheit, die

nicht aus dem heutigen Gesamttone der einstigen Prunkstraße fällt.

Die Hofequipagen sind natürlich restlos verschwunden. Es gibt keinen Hof und daher auch keine purpurnen Kutscher und Lakaien, keine wildbärtigen Kammerkosaken und bartlosen Jockeys. Der grandiose kaiserliche Marstall ist aufgelöst worden, die Equipagen und Pferde haben andere Besitzer gefunden, bis auf wenige Exemplare, die von den Ministern benutzt werden. Die herrlichen Kraftwagen des gewesenen Zaren benutzte u. a. Herr Kereniski bei seinen Fahrten durch Stadt und Land und hielt von den schwelenden Polstern herab seine unzähligen Reden an die Arbeiter und Soldaten.

Der Newski gehört nun dem Volke. Er gehört den Soldaten der einstigen kaiserlichen Garde, die die Revolution, wenn auch nicht, wie sie behaupten möchten, gemacht, sondern sich deren lediglich bemächtigt haben. Die Soldaten der einstigen kaiserlichen Garde, denen die Reichsduma sich in einem kurzen Augenblicke der Unentschlossenheit, das traurige Schicksal des Landes besiegelnd, in die Hände gegeben hatte, sind praktische Leute, sie vertreiben sich die überreichliche freie Zeit mit einem schwungvollen Handel mit aus Finnland eingeführten unverzollten Zigaretten und anderen Waren. Das ist ein einträgliches Geschäft, das fast gar keine Spesen zu tragen hat. Die Soldaten der Revolution fahren nach Finnland, wobei sie als freie Männer und Beherrscher des Landes natürlich keine Fahrkarte lösen. Die gekauften Waren verzollen sie ebenso natürlich nicht, denn welcher Zollbeamte würde es wohl wagen, an einen Soldaten der revolutionären Armee mit einem derartigen ebenso aufdringlichen wie nichtachtenden Ansinnen heranzutreten; wenn er es dennoch täte, dann würde ihm seine Fürwitzigkeit gewiß sehr schlecht bekommen. Mit den auf diese Weise erlangten wohlfeilen finnländischen Waren etablieren sich die Soldaten am Newski oder anderen Hauptstraßen und han-

deln nun lustig darauflos. An Nachfrage fehlt es gewiß nicht, denn sie können jede Konkurrenz schlagen.

Man kann da Szenen von idyllischer Urwüchsigkeit erleben, denn viele Soldaten beziehen ihre Stände mit ihren Weibern oder sonstigen Gefährtinnen ihrer Freiheit, und sie richten sich mit der denkbar größten Gemütlichkeit ein. Während der Herr Gemahl seine Waren an den Mann zu bringen sucht, flammende Reden an das versammelte Volk hält, oder einem vorübergehenden Bourgeois den Standpunkt klar macht, beschäftigt sich die Gattin mit der Wartung ihrer Kinder, oder aber sie fertigt eine Handarbeit an. Man sitzt auf dem Bordrand und man hält auch dort sein Mittags-schläfchen. Jedenfalls geniert man sich in keiner Weise, denn was hätte wohl ein freies Volk zu verbergen!

Auch die Tausende von Leuten, die die an allen Ecken und Enden sichtbaren Polonaisen bilden, genieren sich nicht; sie lagern auf dem Bürgersteige, einzelne haben Stühle, andere wohl auch bequemere Sitzgelegenheiten mitgebracht, um gegebenenfalls auch eine Nacht unter freiem Himmel verbringen zu können. Und die Zeit wird den Wartenden wirklich nicht lang, denn auf dem Newski gibt es alleweil etwas zu sehen und zu hören. Jetzt ist es ein Aufzug der Bolschewiki, der die Aufmerksamkeit der Menge fesselt, dann prasselt aus einem Kraftwagen ein Regen von Proklamationen herab, dann hört man einem Redner zu, oder man trifft einen guten Freund, mit dem man ein Stündchen verplaudert.

Wie einst die Große Welt, so flaniert nun der Arbeiter mit dem Soldaten Arm in Arm über den Newski. Sie können es, denn der Soldat hat nichts zu tun als auf seinen in den ersten Revolutionstagen letzten Endes doch sehr wohlfeil errungenen Lorbeern zu ruhen, während der Arbeiter so viel Geld verdient, daß er ein Narr wäre, wenn er mehr als drei Tage in der Woche arbeiten wollte. Freilich hat es nicht jeder so gut wie die städtischen Kohlentrimmer, die mit 80 Rubel Tagesverdienst das Gehalt des Stadthauptes

hinter sich lassen, aber man kann doch auch mit weniger leben, wengleich alles entseßlich teuer ist. Zu Denaturat langt es immer, und das ist doch schließlich die Hauptsache!

Der Bourgeois kann sich schon längst nicht einmal annähernd das leisten, was der Arbeiter sich gestattet, trotzdem sieht man auf ihn scheel, denn man vermutet, daß er seine Schätze, die doch jeder Mensch, der eine Zahnbürste und Seife benützt, unbedingt haben muß, heimtückisch verborgen hat.

Auch die berühmten Iswoßtschiks genießen das freie Leben in vollen Zügen. Sie können nun ungestört auf ihrem Kutschbock dem Schläfe frönen, sich in den landesüblichen verwegenen Redensarten ergehen und vom Fahrgast verlangen, was sie wollen. Von dieser Freiheit machen die Iswoßtschiks den ausgiebigsten Gebrauch; eine Strecke, für die man früher 20 Kopeken zahlte, wird jetzt mit drei Rubeln bewertet; das ist überhaupt der niedrigste gültige Satz.

Neben den Soldaten haben sich unzählige chinesische Händler niedergelassen, auch diese machen gute Geschäfte, wengleich sie mit wertlosem Plunder handeln, aber dieser Plunder ist wohlfeil und entspricht dem Geschmacke des den Newski bevölkernden Publikums, das sich dort Tag und Nacht herumstößt, Maulaffen feilhält, Sonnenblumenkerne kaut, dann und wann einen Skandal oder eine solenne Prügelei inszeniert und im übrigen danach auslugt, wo etwas locker liegen sollte. Hierin, d. d. im Auslugen wird das Arbeitsvolk, oder was sich so nennt, von den Hunderten von Bettlern, die den Newski als dankbare Arena ihrer Tätigkeit benutzen, unterstützt. Wenn alle Stricke reißen und wirklich nichts zu ergattern ist, dann veranstalten einige entschlossene Männer im nächstbesten Hause eine Durchsuchung, die stets positive Resultate ergibt und zum mindesten zu einigen Flaschen Denaturat verhilft. Freilich sind die Bourgeois in der letzten Zeit vorsichtig geworden, sie halten ihre Wertsachen in sichereren Verstecken, aber schließlich hat doch

beinahe jeder von ihnen einen Trauring, eine Uhr, oder sonst brauchbare Gegenstände, die sich in Denaturat verwandeln lassen, man darf nur suchen und man muß schließlich hierbei auch ein wenig Glück haben.

Das Volk, das in der Neuzeit den Newski bevölkert, ist natürlich über jede Anwendung von Sauberkeit erhaben, es läßt die Abfälle seiner vielgestaltigen Wirksamkeit einfach liegen; wenn das irgend jemand nicht gefällt, dann mag er den Unrat fortschaffen oder in seinen vier Wänden bleiben. Es ist daher kein Wunder, daß man über einen dicken Teppich von Zeitungspapier, Sonnenblumenschalen, Papirosstummeln und tausend anderen Abfällen hinschreitet, und daß die ganze Straße einen Duft ausströmt, dem man früher allenfalls in einem Hinterhofe der fernen Vorstadt begegnete.

Das überaus bunte, im allgemeinen jedoch nichts weniger als reizvolle Bild wird durch die Meetings, die fast ohne Unterbrechung bald hier, bald dort zu jeder Tages- und Nachtzeit stattfinden, ergänzt. Man stimmt den Rednern zu oder protestiert gegen den von ihnen jeweilig vertretenen Standpunkt, wobei es nicht gerade selten passiert, daß ein mißliebiger Redner fürchterlich verprügelt wird. Sließende Meetings finden in jedem Trambahnwagen statt, wobei jeder, dem der Himmel ein tüchtiges Maulwerk beschert hat, seine Weisheit zum besten gibt und je nach Umständen entweder Beifall oder Widerspruch findet. Es ist verwunderlich, wie viele ausgezeichnete Redner man zu hören bekommt, d. h. ausgezeichnete im Sinne einer vollendeten Sprechtechnik. Diese natürliche Begabung hat dem russischen Volke nicht zum Heile gereicht, denn vor lauter Reden kommt man nicht zum Handeln; die einfachsten Dinge werden in endlosen Debatten, zu denen jeder seinen Senf geben muß, behandelt, ohne daß man im Endergebnis zu bindenden Beschlüssen käme. Das ewige Reden und Debattieren führt dazu, daß die Leute in eine Art von Maul-

tollheit verfallen, die sie für die Realitäten des Lebens vollständig blind macht.

Wenn man solch einem fliegenden Meeting beigewohnt hat, dann glaubt man sich in wenigen Minuten in Gesellschaft wenn auch nicht von Tollhäuslern, so doch von Menschen zu befinden, die nicht mehr Herren ihrer Sinne und Handlungen sind und alle Anzeichen hoher Reife für ein Nervensanatorium aufweisen. Man fühlt sich in dieser Gesellschaft wie vor einem überhitzten Dampfkessel, der vielleicht den enormen Druck noch eine Weile aushalten, aber ebensogut auch in die Luft fliegen kann.

Aber noch unleidlicher als diese Volksredner, die sich gar nicht genug tun können, sind die zu Tausenden die Trams bevölkernden Soldaten und Matrosen, die in ihrem saloppen, aller militärischen Disziplin und Sauberkeit höhnsprechendem Aufzuge und durch ihr unsäglich freches und herausforderndes Gebaren insbesondere dann zu einer Plage werden, wenn sie sich, was zumeist der Fall zu sein pflegt, im Zustande mehr oder weniger intensiver Betrunketheit befinden.

Die Demokratisierung hat sich jedoch nicht nur auf die Straße beschränkt. Das Volk hat auch von den Gärten und Parks Besitz ergriffen und ihnen seinen Stempel aufgedrückt. Ebenso verkommen und verschmukt wie die Straßen sind nun auch die Parks, die hauptsächlich von Soldaten, Mob und ihrem weiblichen Anhang bevölkert und von diesen in der ungeniertesten Weise in wahre Kloaken verwandelt werden. Ganz besonders übel zugerichtet worden ist der einst so exklusive Sommergarten, der früher von Soldaten und einfach gekleideten Leuten überhaupt nicht betreten werden durfte; nicht besser ist es den wunderbaren Anlagen auf der Telagininsel ergangen. Überall ist der Rasen zertreten und mit den Spuren von lustigen Picknicks besät, die Blumen werden abgerissen und Bäume und Sträucher in brutaler Weise verstümmelt. Mit ganz besonderer Vorliebe beschäf-

tigt sich das Volk mit der Verstümmelung von Statuen und Prunkvasen, die diese Anlagen schmückten. In gleicher Weise werden die Denkmäler verstümmelt und ihres Bronzezierats systematisch beraubt.

In greuliche Wüsteneien voll Unrat und Verkommenheit sind die historischen Parks von Gatschina, Zarstoje-Sselo und Pawlowst verwandelt worden, obwohl Pawlowst und Gatschina sich in großfürstlichem Privatbesitz befinden. Man hat die Sorellenteiche geleert, das Wild vernichtet und verschiedene Bauwerke übel zugerichtet. Das Schlimmste aber ist, daß diese Barbareien nicht etwa in den ersten Tagen des revolutionären Paroxysmus begangen worden sind, sondern daß sie täglich und stündlich fortgesetzt werden.

Wie es in den einstigen kaiserlichen und großfürstlichen Palästen, von denen mehrere Meisterwerke grandioser Baukunst sind, und die mit Kunstschätzen und Kostbarkeiten vollgepfropft waren und nun verschiedenen revolutionären Behörden eingeräumt worden sind, aussieht, kann man sich un schwer vorstellen, wenn man weiß, daß der Rat der Soldaten und Arbeiterdeputierten bei seinem Umzuge aus dem Taurischen Palast in das Smolnakloster nicht nur allerlei historische Reliquien, sondern auch das Tintenfaß des Reichsdumapäsidenten Rodsjanko, sowie sämtliche kostbaren Bronzetürklinken des Palastes hat mitgehen lassen. Man kann sich ungefähr denken, in welchen Zustand diese Edelsten der Nation das Smolnakloster, in dem sich seit 150 Jahren das vornehmste adelige Fräuleinstift des Landes befunden hatte und das eines der wunderbarsten Schöpfungen Rastrellis darstellt, versetzt werden. Freilich ist es einigen anderen Fräuleinstituten und dem einstigen kaiserlichen Pagenkorps beinahe noch schlimmer ergangen: sie sind als Hospitäler für geschlechtskranke Soldaten der revolutionären Armee eingerichtet worden.

Zum Teufel ist der Spiritus!

Rußland ist durch ein unglückliches Mißverständnis in den bösen Ruf des Landes nicht der Trinker, sondern der Säufer par excellence gekommen, währenddessen ist es statistisch nachweisbar, daß der Kopfverbrauch von Alkohol in Rußland weit geringer ist, als in den weitaus meisten Ländern Westeuropas, selbst in solchen, die als notorisch nüchtern gelten.

Zu dem bösen Rufe unmäßigen Trinkens hat uns jedenfalls der Umstand verholfen, daß der gemeine Mann in Rußland nicht regelmäßig kleinere Quantitäten Alkohol zu sich nimmt, sondern daß er im allgemeinen selten trinkt, wenn er aber trinkt, dann kein Maß kennt und in den weitaus meisten Fällen alles versäuft, was er an Barmitteln bei sich hat, Kleider und Stiefel draufgehen läßt, wohl auch noch das eine oder andere Stück seines Hausrates in die Schenke trägt.

Der Russe ist also eine Art von Quartalsäufer, der unter einem unwiderstehlichen Zwange steht, und wenn der Paroxysmus vorüber, wochen- und selbst monatelang vollkommen enthaltsam sein kann, ohne daß er auch nur den geringsten Drang nach Alkohol verspürte. Dieser exzessive Alkoholmißbrauch ist übrigens nicht nur in der Bauernschaft und bei den Arbeitern zu finden, sondern er grassiert auch in den gebildeten Kreisen; es ist bekannt, daß zahlreiche Männer der Wissenschaft und noch mehr Künstler dem Alkoholteufel verfallen sind, der sie geistig und körperlich zugrunde richtet.

Diese Schwäche des russischen Volkes ist von der Regierung des Landes von jeher zur Füllung des Staatsfäkels ausgenutzt worden, indem der Fiskus sowohl die Herstellung, als auch den Verbrauch von Alkohol mit hohen Steuern belegte. Die letzten Konsequenzen aus der russischen Trinksfreudigkeit zog der damalige Finanzminister S. J. Witte, indem er den gesamten Branntweinhandel in ein staatliches Monopol umwandelte, mit dessen Hilfe er jährlich etwa drei Milliarden Rubel in den stets dünnen Staatsfäkel pumpte.

Gegen das von Witte geschaffene Monopol ist nicht wenig gewettert worden; in der Tat ist es kaum mit der Moral in Einklang zu bringen, daß der Staat aus einem bösen Laster seiner Untertanen riesige Einkünfte bezieht und diese Einkünfte zu steigern trachten muß. Freilich hatte der schlaue Witte sich ein sittliches Hintertürchen offen gelassen, durch das er immer, wenn man ihn und sein Monopol an die Wand zu drücken trachtete, ent schlüpfte. „Ja, meine Herren,“ pflegte Witte in solchen Fällen mit dem ihm eigenen Brustton der Überzeugung zu sagen, „das Monopol ist nur eine Zwischenstation zur völligen Abstinenz, — dank dem Monopol hat der Staat den gesamten Branntweinbetrieb in der Hand und er kann daher in jedem Augenblick den Konsum regulieren oder, wenn er es für nötig halten wird, unterbinden.“

Ob Witte wirklich selbst daran geglaubt hat, daß der Staat je von dieser Möglichkeit Gebrauch machen würde, darf billig bezweifelt werden, aber recht behalten hat er doch, denn dieser Moment traf wirklich ein, — freilich war er nicht von staatlich-sittlichen Erwägungen eingegeben, sondern er ergab sich aus dem Zwange der Umstände: gleich nach der Bekanntgabe der Mobilisation wurden die staatlichen Branntweinquellen verstopft, und zwar, wie es anfänglich hieß, nur zeitweilig.

Die Notwendigkeit des Verbots mußte jedem, der da weiß, daß der Russe sich auch aus „Trauer“ zu betrinken pflegt,

ohne weiteres einleuchten. Die zahlreichen Einberufungen schufen gewiß so viele „Trauerfälle“, daß man darauf gefaßt sein mußte, in den nächsten Tagen die halbe Stadt in sinnlos betrunkenem Zustande zu sehen. Man konnte doch nicht wissen, was die desperaten Kerls in ihrer Betrunketheit, wo dem Russen nach einem Sprichworte das Meer ohnehin nur bis zum Knie reicht, alles angeben konnten. Die Stimmung der Arbeiterschaft war ja nichts weniger als friedlich, es war mehr als peinlich gewesen, daß sie gerade zur Ankunft des Präsidenten Poincaré in Petersburg Barrikaden errichtet und sich offenbar zu einem größeren Putsch gerüstet hatte. Man hatte es ja, abgesehen von diesen Gesichtspunkten, schwarz auf weiß, daß es sich lediglich um eine zeitweilige Maßnahme handle.

Das war tröstlich, denn auf die Dauer, so meinte man, wäre das Verbot des Branntweinauschankes doch nicht aufrecht zu erhalten gewesen. Einerseits kamen da natürlich die Interessen des Fiskus in Betracht, der nun mehr Geld brauchte als je, andererseits aber wäre es ja schlechterdings kaum möglich, das tägliche Schnäpschen beim Frühstück, Mittagessen, Abendbrot und auch zwischendurch auf die Dauer zu entziehen. Das hieße ja propter vitam vivendi causas perdere!

Aber das Vaterland forderte Opfer und man mußte sie bringen. Die Zeitungen wurden nicht müde darzulegen, wie wunderbar es sei, sich eines nüchternen Lebenswandels rühmen zu können, und sie durften mit allem Rechte darauf hinweisen, daß, wenn das Branntweinverbot nicht erlassen worden wäre, die Mobilisation der Armee sich gewiß nicht so glatt und ohne Zwischenfälle abgewickelt hätte, wie das der Fall gewesen war.

Die regierungsfrommen Blätter versäumten natürlich nicht, auf die weise Vorsorge der Regierung, die das Monopol geschaffen, hinzuweisen, und man tröstete sich im übrigen damit, daß es ja noch Wein und Bier gab, mit deren

Hilfe man sich über die voraussichtlich nur kurz bemessene branntweinlose, schreckliche Zeit würde hinwegsetzen können.

Die Wein- und Bierinteressenten sahen ihren Weizen blühen und begannen alsbald eine gewaltige Propaganda in der Presse, die sich gern bereithalten ließ, mit Hilfe von sachmännisch gebildeten und sonstigen Federn nachzuweisen, daß Bier und Wein absolut unschädliche Getränke seien und daß ihr Verbot die Winzerei und die Landwirtschaft zugrunde richten und dem Lande unermesslichen Schaden zufügen würde. Dasselbe hatte man übrigens früher auch von dem Branntweinverbot gesagt.

Die Wein- und Bierquellen sprudelten also reichlich, und zudem konnte sich jedermann, der gewisse Beziehungen hatte, Branntwein in beliebigen Mengen verschaffen, denn wenn die Vorräte auch unter staatlichem Siegel standen, so bildete das weiter kein Hindernis, — ein Siegel ist eben kein Schloß, und der Polizeibeamte, der die Aufsicht zu führen hat, ist kein fühlloser Klotz, — er hat ein Einsehen, namentlich wenn er kraft dieses Einsehens seinen eigenen Bedarf decken und dazu noch in den Besitz eines Drei- oder Fünf-, wohl auch Zehnrubelscheines gelangen kann.

Man wußte sich also zu helfen, immerhin empfand man aber die Abwesenheit des Schnäpschens im Restaurant doch schwer genug; denn ein Schnaps, den man zu Hause nimmt, ist doch eigentlich nur ein halber Genuß; er gelangt erst dann zur vollen Geltung, wenn man mit guten Freunden vor dem Sakustatisch steht, unter den vielen leckeren Dingen mit Verständnis wählt und dann das gut gekühlte Feuerwasser in die Kehle gießt. Das alles, die reichliche Sakusta, die richtige Temperierung und vor allem die guten Freunde kann man zu Hause natürlich nicht haben. Inde ira!

Sortan standen nun die gewaltigen Branntweinbrennereien des Landes still und sind während des ganzen Krieges nicht wieder in Betrieb gesetzt worden. Nur zu bald sollte auch die Bierbrauereien dasselbe traurige Schick-

sal ereilen. Man hatte nämlich konstatieren müssen, daß die Betrunkenheit in den Städten und auf dem flachen Lande sich trotz des Branntweinverbotes nicht vermindert hatte, sondern eher im Zunehmen begriffen war. Offenbar ersetzten die Leute die fehlenden Stärkegrade durch ein größeres Quantum des Getränkes.

Dem sei nun, wie es wolle, fest steht jedenfalls, daß Regierungskreise bald auch den Biergenuß für schädlich befanden; vielleicht kam diese Erkenntnis weniger aus den Quellen der tatsächlichen Sachlage, als daß sie auf den Wunsch des Kaisers Nikolai, die Trunksucht mit Stumpf und Stiel auszurotten, zurückzuführen ist.

Also auch das Bier verschwand von der Bildfläche, und Rußland verwandelte sich plötzlich in ein Weinland. Nun muß man aber wissen, daß man in Rußland im allgemeinen nur Sekt und die schweren Portweine und Madeira goutiert; Rhein- und Moselweine findet man „zu schwach“, da es jedoch Gelegenheiten gibt, bei denen man diese Weine trinken muß, — man würde sonst in den Ruf der Barbarei geraten, so präpariert man Rheinwein bis zu 20 Grad Alkoholgehalt, und in dieser Verfassung mang er denn zwi- schendurch hingehen.

Wein gab es in Hülle und Fülle und in allen Preislagen. Das war immerhin tröstlich, um so tröstlicher, als man glaubte annehmen zu dürfen, daß man dem Weine nicht zu Leibe rücken würde, denn einerseits befanden sich die größten Kellereien im Besiß einflußreicher Hofaristokraten und Großfürsten, andererseits war es aber offenes Geheimnis, daß das Apanagendepartement, aus dem die Großfürstlichkeiten ihre Einkünfte bezogen, gerade die allergrößten Kellereien besaß. Man kalkulierte also, daß die Herrschaften, ganz abgesehen davon, daß sie einem guten Tropfen nie abgeneigt gewesen waren, sich nicht ins eigene Fleisch schneiden würden.

Doch man hatte sich auch in dieser Beziehung getäuscht,

dasselbe Schicksal, das dem Branntwein und dem Biere beschieden gewesen war, ereilte auch den Wein. Allerdings wurde ihm nicht mit einem Male der Garaus gemacht, sondern man schuf zunächst einige Übergangsstufen.

Zuerst verschwanden alle ausländischen Weine von der Bildfläche, dann folgten ihnen die schweren russischen, so daß man sich nun mit den leichten Landweinen begnügen mußte, die überdies auch nur an einigen Tagen der Woche erhältlich waren, schließlich wurde noch die Zahl der Flaschen, die dem einzelnen Käufer abgelassen werden durften, genau limitiert. Man zog uns also den Riemen immer fester um den Leib, bis es mit einem Male hieß: nun ist der Verkauf von Wein völlig untersagt!

Da hatten wir den Salat! Freilich konnte man Wein aus Städten beziehen, auf die das Verbot noch nicht erstreckt worden war, aber dadurch wurde das edle Maß erheblich verteuert, und schließlich versiegten auch diese Quellen eine nach der anderen und wir standen endlich, soweit wir nicht im Besitz eines wohl assortierten Privatkellers uns befanden, dem Nichts gegenüber.

Es gab trinkfreudige Männer, die nach Finnland reisten, um dort dem heiteren Gotte Libationen darzubringen, — als aber das Verbot auch auf Finnland erstreckt wurde, da machten die Leute, die ein gütiger Gott mit irdischen Gütern gesegnet, dann und wann einen Abstecher nach Schweden, von wo sie in gehobener Stimmung zurückkehrten und nun vermeinten, die Unbill des Krieges leichter ertragen zu können.

Um solche Exkursionen machen zu können, mußte man natürlich über ein pralles Portemonnaie verfügen, das bekanntlich nur den wenigsten vom Geschick in die Wiege gelegt worden ist. Währenddessen nagt aber der Dämon, Durst genannt, am Eingeweide des Armen nicht weniger heftig, als an dem des reichen Kommerzienrates, der einen eige-

nen Keller besaß, oder in der glücklichen Lage war, Kunstreisen nach Schweden unternehmen zu können.

Man mußte eben wieder einen Ausweg aus der Zwangslage suchen, und siehe da, man fand ihn, d. h. nicht einen Ausweg, sondern eine ganze Serie, ein förmliches engmaschiges Netz von Auswegen. Die städtische Bevölkerung wandte sich vertrauensvoll an die Apotheken, die bald einen derartigen Riesenumsatz in Spiritus zu verzeichnen hatten, daß die Aufsichtsbehörden sich veranlaßt sahen, den Abfluß von Spiritus aus den Apotheken fortan nur noch gegen ärztliche Rezepte zu gestatten. Nun begann für gewisse Ärzte eine unerhört reiche Erntezeit, ihre Praxis schwohll zu gigantischen Umsätzen, und je weniger bekannt ein Arzt bisher gewesen war, um so beliebter war er mit einemmal bei der leidenden Menschheit geworden.

Soll ich berichten, daß man bald auch diesen Freunden der Menschheit das Handwerk legte, daß man den Verbrauch gewisser alkoholartiger Spezies verbot, den Handel mit Spirituslack und denaturiertem Spiritus stark einschränkte und überhaupt bemüht war, uns auf dem engen Dornenpfade eines nüchternen Lebenswandels zu erhalten?

Aber der menschliche Geist ist erfinderisch. Nachdem der dürstenden Menschheit sogar der Spirituslack und der vergällte Brennschspiritus so gut wie ganz entzogen war, mußte man notgedrungenenerweise sich nach Ersatz umschauen. In der Tat blühte bald der Hausbrand und die Hausbrauerei in ungeahnter Weise auf. Wenngleich die Strafen für die Eigner solcher, wahrscheinlich wohl nach Hunderttausenden zählenden Betriebe sehr hoch bemessen waren, so haben selbst die schwersten Strafen, ja sogar die Verschickung nach Sibirien, das Geschäft nicht wesentlich stören können, aus dem einfachen Grunde, weil der Gewinn enorm gewesen ist.

Der Unfug hätte natürlich nicht den gewaltigen Umfang erreichen können, den er tatsächlich annahm, wenn die Polizeiorgane bessere Aufsicht geübt hätten, doch das taten sie

nicht, denn sie erkannten nur zu bald, daß sich hier für sie eine neue und ungemein ergiebige Einnahmequelle erschlossen hatte. Die Polizei ist in Rußland eben nie darauf bedacht gewesen, Unordnung und Verstöße auszurotten, sondern ihr Bestreben ist immer darauf gerichtet gewesen, diese nur so weit zu verfolgen, als sie sich hierbei bereichern konnte. Sie hat denn auch die sich bietende Gelegenheit nach Kräften ausgenutzt und die Geheimbrennereien mit ganz bestimmten Steuern zu ihren Gunsten belegt. Es ist daher klar, daß alles Wettern gegen die neue Gefahr, die dem Volke drohte, vergeblich sein mußte, denn das Volk selbst war nicht imstande, zu beurteilen, was ihm drohte, während andererseits keine amtliche Stelle vorhanden war, die dem Treiben der Geheimbrennereien und -brauereien ein Ende hätte machen können.

Wenn der während des Krieges materiell am schwersten in Mitleidenschaft gezogene Mittelstand es doch fertig bekommen hat, zu besonderen Gelegenheiten Portwein zu 75 Rubel pro Flasche anschaffen zu können, wenn man in den großen Restaurants Petersburgs während der ganzen Dauer des Krieges Sekt, freilich zu märchenhaften Preisen, schlemmen konnte, so legte auch der Arbeitsmann am Sonnabend gern 15 und mehr Rubel für ein Fläschlein veredelten Denaturats oder Selbstbrand an.

Der Hausbrand blühte. Man fabrizierte nicht nur Spiritus, sondern auch Wein und Bier, und zwar aus den verschiedenartigsten Materialien und nach verschiedenen Methoden. Man hatte da beispielsweise ganz einfache Apparate, mit deren Hilfe man einen sehr brauchbaren Spiritus erbrannte; man fabrizierte aus Rosinen, Zucker und etwas Hefe einen ganz passablen Wein und man erzeugte aus Malzextrakt und Hopfen ein sehr süßiges Bier. Kurzum, die häusliche Gärungsindustrie gelangte zu ungeahnter Blüte.

Der größte Umsatz wurde aber doch in den Präparaten aus vergälltem Spiritus erzielt, denn er bildete für den

gemeinen Mann den Ersatz für das verlorene Paradies des fiskalischen Branntweinrausches. Man suchte vor allen Dingen den Bitterstoff zu entfernen, oder doch zum mindesten zu verdecken, zu welchem Behufe man sich zum Teil ganz scharfsinniger Methoden bediente. Freilich erblindeten nicht wenige Liebhaber dieses schrecklichen Gesöffs, und nicht wenige verblichen eines jähen und unschönen Todes, doch das alles konnte die guten Leute nicht abhalten, sich dem Genuße des starken Trankes hinzugeben. Auch die Strafen, die Leuten, die sich betrunken hatten, drohten, verschlugen nur wenig, die Säufer waren froh, daß sie unter Dach und Fach ausschlafen konnten und daß man sie, wenn ihr Zustand gefahrdrohend erschien, ärztlich behandelte.

Großer Beliebtheit, namentlich bei Soldaten, erfreute sich Kölnisches Wasser, das in ungeheuren Massen gekauft und getrunken wurde, wengleich der Preis hierfür bald auf zwölf Rubel pro Pfund stieg.

Die Herren Offiziere hatten es freilich besser, denn auf die eine oder andere Art erhielten sie während des ganzen Krieges Spirituosen in mehr als ausreichenden Quantitäten. Zumeist wurde Spiritus aus Feldlazaretten bezogen, mitunter zum Schaden der Verwundeten, aber dieserhalb ließ man sich keine grauen Haare wachsen.

Wenn sowohl die zarische als auch die revolutionäre Regierung stets darauf bedacht gewesen ist, den Alkohol von der Armee fernzuhalten und ihn an gewissen Punkten zu vernichten, so wußten die Herren von der Regierung nur zu gut, was sie taten, sie kannten eben ihre Pappenheimer ganz genau. Man weiß, welche verhängnisvolle Rolle der deutsche Branntwein bei der „Verbrüderung“ der russischen Soldaten mit deutschen Truppen gespielt hat. Man weiß ferner, daß so mancher gelungene Angriff doch zu keinem positiven Ergebnis führen konnte, weil die Soldaten sich an den vorgefundenen deutschen Alkoholvorräten sinnlos berauschten.

Als in einer großen Stadt der gewaltige fiskalische Branntweinvorrat vernichtet wurde, — man ließ den in Fässern lagernden Branntwein ausfließen und zerschlug einige hunderttausend Flaschen —, da sah man nicht nur die Wachsoldaten einen eifrigen Handel treiben, sondern sie mußten sehr häufig gewechselt werden, weil sie gewöhnlich nach einer Stunde nicht mehr auf den Beinen stehen konnten. Das edle Naß strömte, mit Petroleum vermischt, aus dem Hofe der Niederlage in die Gasse und von dort in die städtische Kanalisation. An dieser Gasse lagen Tausende Menschen, und sie tranken gierig den auslaufenden Branntwein. Gleich am ersten Tage mußten drei Menschen tot davongetragen werden.

Später wunderte man sich im Laufe vieler Monate, daß in jener Gegend, wo die Niederlage sich befunden hatte, Betrunkene in Unmengen umhertorkelten. Erst durch einen Zufall kam man hinter das Geheimnis, — es erwies sich nämlich, daß ungeheure Massen Branntwein in einen tiefen Brunnen geflossen waren und ihn angefüllt hatten. Zu diesem Brunnen pilgerten nun die Leute aus der Umgegend, und sie mochten noch soviel trinken, der Brunnen wurde nicht leer; sie konnten sich nach Herzenslust betrinken und noch einen schwunghaften Handel betreiben. Erst nach monatelangen Beobachtungen gelang es der Polizei, den so reich sprudelnden Quell zu entdecken und ihn zu verstopfen.

Wir sehen somit, daß die Regierung sowohl des alten wie auch des neuen Rußlands redlich bestrebt gewesen ist, den verderblichen Branntweinteufel auszutreiben; wenn ihr das nicht in vollem Maße gelungen ist, dann trägt sie daran nur insofern Schuld, als sie es nicht verstanden hat, zuverlässige Aufsichtsorgane zu schaffen. Freilich muß gerechterweise darauf hingewiesen werden, daß die Bekämpfung des Alkohols selbst in weit höher kultivierten Ländern als Rußland stets mit großen Schwierigkeiten verknüpft gewesen ist.

Immerhin ist nicht zu verkennen, daß die Bevölkerung Rußlands während des Krieges Gelegenheit gehabt hat, sich an einen Grad von Mäßigkeit zu gewöhnen, der hart an Abstinenz grenzte. Auf diese Weise hat die grandiose, aus dem Volke selbst erwachsene russische Mäßigkeitsbewegung eine starke Förderung erfahren, die dem Volke und dem Lande nur zum Heil reichen kann.

Jedenfalls gehört der Kampf mit dem Alkohol zu den wenigen weisen Maßnahmen, die von der zarischen Regierung während des Krieges ergriffen worden und von der revolutionären Vertretung aufrechterhalten worden sind. Man hatte während des Krieges leider nur zu häufig Gelegenheit, von fürchterlichen Erzessen zu hören, die im Branntweinrausch begangen worden sind. Man weiß, welche Greuelthaten von den fliehenden russischen Truppen in Kalusz und Tarnopol verübt worden sind; man weiß, daß der Pöbel in Moskau Branntweinzisternen plünderte, wobei einige Hunderte von Menschen den Tod fanden, denn der Branntwein war vergällt gewesen. Marodierende Soldaten und die entfesselte revolutionäre Bauernschaft haben auf unzähligen Landgütern, die sie plünderten, unter dem Einflusse vorgefundenen Branntweins oder anderer Getränke die abstoßendsten Scheußlichkeiten begangen. Eine der unfreudigsten Erinnerungen habe ich in dieser Beziehung aus Riga mitgenommen, wo das Brauereigewerbe bekanntlich in hoher Blüte stand und in den ausgedehnten Kellereien verschiedener Brauereien große Biervorräte aufbewahrt wurden. Als die Freiheitswelle aus Petersburg auch nach Riga hinübergrieff und die XII. Armee erfaßte, da beging diese eine Freiheitsfeier nach ihrer Art: die Soldaten erbrachen zunächst die Kellereien der Bierbrauerei Waldschlößchen und veranstalteten mit dem vorgefundenen Bier eine Zecherei von gigantischen Umfängen. Tausende von Soldaten pilgerten zu der genannten Brauerei und betranken sich bis zur Sinnlosigkeit. Man sah da Leute, die bis zum Halse in ge-

waltigen Lagerfässern standen und tranken. Man benutzte Feldkessel, Mützen, Kannen und die hohle Hand als Trinkgefäße, oder man trank direkt aus einem Fasse, dessen Boden man eingeschlagen hatte. Das Gelände der Brauerei war besät mit Glassplittern, Holztrümmern und betrunkenen Menschen. Der Bierdampf hing über der ganzen Umgegend, und wenn man in den Wirbel der abströmenden Soldaten geriet, dann konnte man meinen, daß man sich im Münchner Hofbräu befände, — so stark rochen die Leute nach dem im Übermaß genossenen Bier.

Das Gelage drohte sich zu einer Katastrophe zuzuspitzen, denn es zogen nicht nur Tausende von Soldaten der in der Stadt stehenden Truppen zu der Bierbrauerei hinaus, sondern die Kunde war bis in die Laufgräben gedrungen, und nun waren auch die dort befindlichen Soldaten nicht mehr zu halten, — sie strömten in hellen Scharen herbei und tranken, bis sie zusammenbrachen. Welche Szenen sich dort abspielten, mag ich nicht weiter schildern, es sei nur gesagt, daß man den Eindruck erhielt, daß die ungeheure Menschenmenge, die sich auf dem ausgedehnten Gelände der Brauerei johlend oder stumpfsinnig betrunken umherschob, durch keine Gewalt der Erde von ihrem Tun abgehalten werden konnte.

In der That war hier guter Rat teuer, denn wenn die Leute sich noch weiter betranken, dann konnte man sicher sein, daß sie ganz unberechenbare Ausschreitungen begehen würden. Das Generalkommando der XII. Armee mußte zugeben, daß es in diesem Falle vollständig ohnmächtig war, denn kein Offizier hätte es gewagt, sich dorthin zu begeben, wo die Soldaten zechten, um den Versuch zu machen, die Leute zur Vernunft zu bringen, er wäre in Fetzen zerrissen worden. Von der Anwendung von Gewalt mußte gleichfalls abgesehen werden, denn man hatte eben die Freiheit und Gleichberechtigung aller Staatsbürger aus der Taufe gehoben, und nun sollten Staatsbürger, die sich einen lustigen Tag bereitet hatten, mit Gewalt daran verhindert werden?

Das wäre den höheren Kommandostellen übel bekommen, zudem war General Radko Dmitriew, der „Löwe von Przemysl“, ein vorsichtiger Mann, der es mit seinen Soldaten nicht verderben wollte. Er wandte sich daher an den Soldatenrat der XII. Armee, den „Iskosol“, mit der Bitte, auf die „Kameraden“ einwirken zu wollen. Der Soldatenrat war hierzu gern bereit, und zwar wollte er diese Einwirkung mit den „kulturellen“ Mitteln, die damals noch in hoher Achtung standen, durchsetzen. Er ordnete also einige seiner Mitglieder ab, die den Auftrag hatten, den Kameraden begreiflich zu machen, daß der Suff ein Übel sei, dem Soldaten der großen revolutionären Armee nicht frönen dürften.

Die Herren vom Iskosol gingen, aber sie kehrten nicht wieder, denn es erwies sich, daß auch sie der allzu lockenden Verführung unterlegen waren: ihre betrunkenen Leiber zierten den grünen Rasen des Gartens der Brauerei. Als auch andere Abgeordnete keine Erfolge aufzuweisen hatten und sich dem Zorne der Kameraden kaum hatten entziehen können, da beschloß man von den kulturellen Mitteln abzugeben und Maschinengewehre auffahren zu lassen. Diese mußten jedoch einige Zeit arbeiten, ehe die Betrunkenen den Schauplatz ihrer Tätigkeit räumten. Schließlich wurden die Kellereien gesprengt, und damit hatte das Bierfest sein Ende erreicht. Wie viele Opfer diese „Schlacht“ erfordert hat, habe ich leider nicht feststellen können. Das Generalkommando erklärte, die ganze Affäre gehe es gar nichts an, während der Iskosol sie diskret behandelte, offenbar, weil das gegen die Kameraden angewendete ausschlaggebende Mittel denn doch nicht so ganz „kulturell“ gewesen war.

In den nächsten Tagen wurden andere Brauereien geplündert, und die Bewegung griff auf andere Städte der Provinz über. Man machte den Ausschreitungen ein Ende, indem man alle Biervorräte im Werte von vielen Millionen auslaufen ließ.

Zwischenspiele

Wie jede Medaille, so hat auch der Krieg eine Kehrseite, wenigstens in Rußland, wo ein Krieg von jeher nicht nur auf dem Kothurn einherschreitet, sondern stets und immerdar reichlich mit Ereignissen heiteren und sogar sehr heiteren Charakters durchsetzt ist. So auch der Weltkrieg, von dem man wahrlich annehmen dürfte, daß er in seiner graufigen Gestaltung keinen Platz für heitere Zwischenfälle übrig lassen würde.

Schon Leo Tolstoi sagt in seinem „Krieg und Frieden“, daß ein russisches Hauptquartier stets glänzend und geräuschvoll sein müsse. Ich habe nun freilich keine Gelegenheit gehabt, während des Krieges einen Blick in die „Zarskaja Stawka“, d. h. das Große Hauptquartier, zu werfen, aber ich habe um so gründlicher das Treiben im Hauptquartier der XII. Armee, Riga, beobachten können, und ich muß gestehen, daß es hier so glänzend und geräuschvoll herging, daß das jeweilige kaiserliche Hauptquartier die Dünastadt höchstens in Bezug auf Glanz der agierenden Persönlichkeiten überboten haben mag.

Wenn die Nachfahren die während des Krieges in Riga herrschenden Zustände nach den in überreicher Fülle erlassenen amtlichen Vorschriften beurteilen sollten, dann würden sie freilich den Eindruck gewinnen, als ob Riga während des Krieges so etwas wie ein Trappistenkloster strenget Observanz gewesen sei, denn diese Vorschriften waren allesamt darauf gerichtet, einen in Worten und Werken züchtigen Lebenswandel nicht nur der Armee, sondern auch der Zivil-

bevölkerung herbeizuführen, um auf diese Weise dem bit-
teren Ernste der Zeitläufte gerecht zu werden.

In dieser Beziehung hat namentlich der verfloßene Polizei-
meister von Riga, Felitschkin, eine Figur, die vielleicht doch
noch einst von einem modernen Gogol eingefangen werden
wird, unendlich viel getan. Der famose Oberst brachte es
zustande, daß zeitweilig weder Theatervorstellungen noch
Konzerte veranstaltet werden durften; er stipulierte, daß
die Straßenbeleuchtung wegen der Flugzeuggefahr abge-
schafft werden mußte; er verbot das Verlassen der Häuser
nach 9 Uhr abends; er untersagte den Ausschank von
Spirituosen sowie die geheimen Hausbrennereien und -brau-
ereien, und er steckte persönlich seine Nase in die Kaffee-
tassen, aus denen in den Restaurants Schnaps serviert wurde.

Ganz besonders war aber dieser Wackere auf die Sittlich-
keit der Armee bedacht. Er richtete zunächst unter dem
zahlreichen Korps der leichtfertigen Priesterinnen der Venus
vulgivaga furchtbare Verheerungen an, indem er die öffent-
lichen Häuser schloß und die Insassen gnadenlos in die
Städte der inneren Gouvernements abschieben ließ. Das
gleiche Verfahren wurde auch auf die nicht kasernierten
Mädchen angewendet, aber der Oberst kämpfte mit der
Hydra, an Stelle eines abgeschlagenen Kopfes erwachsen
drei und mehr. Jedem Vernünftigen mußte einleuchten,
daß der Oberst in diesem Kampfe unterliegen mußte, aber
er ließ nicht locker, er tat ein Übriges, indem er alsbald alle
in Kaffeehäusern und Konditoreien angestellten jungen
Mädchen kurzer Hand entlassen ließ, weil auch diese die
Sittlichkeit der Armee gefährden konnten.

Wieviele junge Mädchen der Oberst durch diese Maß-
nahme ins Unglück gebracht, und in welchem Maße er zur
Verbreitung der die russische Armee verpestenden Geschlechts-
krankheiten beigetragen hat, bleibe ununtersucht.

Noch viele andere Vorschriften ähnlichen Charakters erließ
Oberst Felitschkin, und er sorgte dafür, daß die örtliche

Presse seine vielfachen Verdienste nach Gebühr würdigte, denn welchen Sinn hätten seine Bemühungen gehabt, wenn sie nicht in die breite Öffentlichkeit und namentlich vor die Augen der hohen Vorgesetzten gelangt wären!

Freilich stieß der gute Oberst in seinen auf Sittlichkeit und Ordnung gerichteten Bestrebungen auf viele Hindernisse und mußte so manche bittere Enttäuschung erleben. Daß er im Kampfe mit der Unsittlichkeit ein vollständiges Fiasko erlitt und schließlich beide Augen zudrücken mußte, haben wir bereits gesehen.

Sein Kampf mit dem Alkohol brachte ihm neben einigen ganz handgreiflichen Zusammenstößen mit bezechten Offizieren auch insofern Kummer ein, als der Hausbrand trotz eines außerordentlich entwickelten Spitzelsystems und trotz der üppig blühenden Angeberei sich zu immer größeren Umfängen entwickelte und offenbar überhaupt nicht ausgerottet werden konnte. Das mußte dem Obersten um so mehr einleuchten, als es sich gar bald erwies, daß die größte Rigasche Hausbrennerei einen sicheren Unterschlupf im Gebäude der Polizeiverwaltung gefunden hatte und sozusagen unter den Auspizien des Gestrengen wirkte.

Nicht viel besser erging es mit dem Verbote der Konditorei- und Kaffeemädel, denn viele von den brotlos gewordenen Mädchen funktionierten nun nicht mehr als Verkäuferinnen in den Kaffeehäusern, sondern als deren Besucherinnen, und zwar in Gesellschaft derselben Offiziere, deren Sittlichkeit Felitschkin beschützen wollte. Was nun das Verlassen der Häuser nach neun Uhr abends anlangt, so konnte auch diese Vorschrift nicht aufrecht erhalten werden, denn es erwies sich, daß die Patrouillen, die den Wachdienst zu besorgen hatten, die Passanten, — an solchen hatte es trotz allem nicht gefehlt —, wohl anhielten, sie aber gegen entsprechende Zahlung wieder laufen ließen, oder aber die späten Wanderer einfach ausplünderten. Am längsten hielt sich noch die Vorschrift die Einstellung der Straßenbeleuch-

tung betreffend. Im Laufe eines langen Herbstes mußte man sich durch die finsternen Straßen nach Hause tappen, und es gab da eine Menge ergötzlicher, aber auch trauriger Zwischenfälle. Die kleinen Handlaternen, mit denen man sich bewaffnete, wenn man abends über die Straßen zu gehen hatte, waren eigentlich auch verboten, aber man duldete sie, nur dann und wann wurde irgendein altes Weiblein mit seinem Laternchen eingefangen und auf die Polizei geschleppt, von wo man es dann nach einer Vermahnung wieder entließ.

Schlimmer war es freilich, daß in der herrschenden Dunkelheit Kollisionen der durch die Stadt sausen Kraftwagen an der Tagesordnung waren, und vom Felde eintreffende Ordonnanzen die Personen und Stellen, an die sie sich zu wenden hatten, oft stundenlang suchen mußten. Aber alle diese Lappalien kamen gegenüber den höheren Zwecken, die Felitschkin verfolgte, nicht in Betracht.

Der Oberst war eben nicht nur auf die Sittlichkeit von Armee und Bürgern bedacht, sondern er sorgte auch dafür, daß den bösen deutschen Fliegern das Zielen und Beobachten unmöglich gemacht oder doch erschwert wurde. Er hatte daher von seinem Standpunkte durchaus recht, als er im Herbst 1916 einen alten achtzigjährigen Juden, der sinnlos vor Schreck über die vom Zeppelin geworfenen Bomben mit der brennenden Lampe auf die Straße gestürzt war, einsperren ließ, weil der Mann seiner Ansicht nach den deutschen Zeppelinmännern Signale gegeben hatte. Der unglückliche Alte wurde erst nach achtmonatiger Einzelhaft und wiederholtem hochnotpeinlichem Verhör entlassen.

Am längsten bestand das Verbot von Konzerten und Theatervorstellungen, aber dann wurde auch dieses umgeworfen, und zwar von keinem Geringeren, als von dem direkten Vorgesetzten des Obersten Felitschkin, dem Stabschef des Generals Radko Dmitriew, General Beljajew, einem außerordentlich selbstherrlichen Kriegsmanne, der zur Zeit der

zweiten Katharina fraglos eine außerordentlich gute Figur gemacht haben würde. Doch es ist nicht meine Aufgabe, mich über die militärischen Fähigkeiten dieses Grandseigneurs von echt russischer Prägung auszulassen.

Fest steht, daß die von diesem General verfügten und vom Polizeimeister minutiös ausgeführten Verfügungen mit dem Augenblick erheblich gelockert wurden, als das Hauptquartier aus Wenden nach Riga verlegt worden war. General Beljajew hätte sich in der That in dem Trappistenkloster kaum wohl gefühlt, denn er war ein feiner und genußfreudiger Kenner und Verehrer des Schönen und Angenehmen in seinen mannigfachsten Gestalten. So liebte er beispielsweise guten Kaffee, den er in einem der eleganten Kaffeehäuser der Stadt einnahm. Man könnte über diese von nicht wenigen geteilte Liebhaberei mit Schweigen hinweggehen, wenn die Neigung des allmächtigen Stabschefs für guten Kaffee nicht auch anderen zugute gekommen wäre. Das geschah in der Weise, daß man in diesem Kaffeehause nicht nur süßen Kaffee, sondern auch Torten und ähnliche Leckereien erhalten konnte, während man sonst in der Stadt Zucker nur mit einer Laterne aufreiben konnte, deren Scheiben aus einigen Hundertrubelscheinen bestehen mußten. Das Backen von Kuchen war schon längst untersagt worden, weil es eben nicht angängig war, daß die einen, die wenigen, schlemmten, während die anderen, die vielen, kaum das tägliche Brot hatten. Wer nun Geld genug in seinen Beutel tun konnte, dem war es nicht verwehrt, jenes Kaffeehaus zu besuchen, dort an dem seigneurialen Gehaben des von lieblichen Mundschöninnen — auch solche gab es dort —, bedienten Generals sich zu erbauen, und die eben aufgezählten guten und seltenen, also auch danach bewerteten Dinge sich einzuverleiben.

General Beljajew liebte aber nicht nur guten Kaffee in der erforderlichen verfeinerten Aufmachung, sondern er war auch ein Freund der Kunst Terpsichorens und als solcher der Freund des Theaterdirektors Angarow, den er alsbald

nach Riga berief und ihm zunächst das russische und dann auch das deutsche Stadttheater zur Verfügung stellte. Nebenbei sei bemerkt, daß besagter Angarow in der Folge alle anderen Theaterfälle der Stadt in seine Hand nahm, weil Erzellenz Beljajew keinem anderen als nur seinem Freunde seine Konzession erteilte. Es war also für gutes Theater, Drama und Oper gesorgt, und schließlich wurden auch die Schleusen der lange eingedämmten Musik geöffnet, und es gab mit einem Mal so viel Konzerte, daß es bald an Hörern zu mangeln begann. Nebenher blühten ein paar Duzend Kinos und drei oder vier Tingeltangel, deren Darbietungen an Unzweideutigkeit nichts zu wünschen übrig ließen und sich daher des ungetheilten Beifalles des Kriegsvolks erfreuten.

Die Bemühungen des Polizeimeisters waren also vergeblich gewesen, Erzellenz Beljajew hatte in seine weisen Verordnungen eine mächtige Bresche gelegt, durch die Frohsinn und heiterer Lebensgenuß ihren sieghaften Einzug feierten. Aber Oberst Felitschkin ließ sich dieserhalb nicht anfechten. Wenn er bis dahin die Fahne der Enthaltbarkeit in nerviger Faust gehalten hatte, so folgte er nun als getreuer Schatten seinem hohen Patron in die Kaffeehäuser, die Theater, die Tingeltangel und sonstige vergnügliche Etablissements, wozu er sich, nebenbei gesagt, keiner sonderlichen Überwindung zu befleißigen hatte, — es erwies sich, daß auch der Oberst die Rosen, die am Wege des Kriegsmannes blühten, zu schätzen und zu pflücken verstand.

Es wurde also in den altersgrauen Mauern Rigas glänzend, geräuschvoll und lustig. Dafür sorgten neben Erzellenz Beljajew die zahlreichen Offiziere des Stabes, fast alle sehr wohl situierte, sehr auskömmlich besoldete und an eine breitwürfige Lebensführung gewöhnte Herren, die sich nichts abgehen ließen, in Kraftwagen von ungeheueren Pferdestärken oder in Gespannen von kolossaler Schneidigkeit und Kostspieligkeit einherfahren, sich englisch kleideten und nach

jeder größeren Aktion den nächsten Orden mit Schwertern und Schleife erhielten.

Neben diesen Köpfen der Armee gab es noch andere Köpfe, wenn man sich so ausdrücken darf, das waren die Militärbeamten verschiedener Bezeichnungen und verschiedener Ressorts, die Herren Intendanten, Ingenieure, Techniker, die Leute vom Roten Kreuz, die Vertreter der großen Verbände der Städte und Landschaften, sowie anderer Organisationen, die man unter dem Namen der „Landschaftshusaren“ zusammenfaßte, und die allerlei Uniformen von äußerst kriegerischem Schnitt sowie die Schärfe des Schwertes an ihrer Hüfte trugen, wengleich ihre Funktionen die friedfertigsten von der Welt waren. Das alles ging in den elegantesten Waffenröcken von englischem Schnitt und den wundervollen Gallifets einher, rasselte mit dem Säbel, klirrte mit den Sporen, trug die Mütze im Nacken und war bemüht, sein Geld mit Anstand unter die Leute zu bringen.

Um diese militärischen und militärisch aufgepußten Herrschaften drängten sich verschiedene außerordentlich solid ausschauende Zivilisten, die auf den ersten Blick die Petersburger oder Moskauer Herkunft und die Zugehörigkeit zur hohen Finanz verrieten, das waren die großen Lieferanten der Armee, Männer, die Millionengeschäfte machten und sich mit den Herren vom Stabe gut standen. Damit soll nun nicht vielleicht etwas angedeutet werden, — bewahre, Rußland ist über die Zeiten der Greger, Horwiß und Kohan, der Lieferanten des Türkenkrieges, die beinahe den damaligen Höchstkommmandierenden, den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, den Vater des einstigen Höchstkommmandierenden im gegenwärtigen Kriege, kompromittiert hätten, wenn die Untersuchung gegen die Hallunken nicht auf allerhöchsten Befehl rechtzeitig niedergeschlagen worden wäre, Rußland ist längst über diese Zeiten hinausgewachsen, es hat keinen Platz mehr für die Greger, Horwiß und Kohan. Man machte Millionengeschäfte, ohne sich und den Höchstkommmandieren-

den zu kompromittieren, und verdiente nicht weniger, als die eben genannten legendären Spitzbuben.

Und wie man verdiente! Die Milliarden, die der Krieg kostete, mußten doch irgendwo bleiben, und es war nur zu natürlich, daß das schöne Geld in die Hände gelangte, die damit umzugehen verstehen. Einiges blieb ja freilich hier und dort kleben, aber das meiste wurde doch seiner sozusagen natürlichen Bestimmung zugeführt.

Ja, man verdiente viel Geld, entsetzlich viel Geld! Wer offene Augen, einen offenen Kopf und greifichere Hände hatte, konnte über Nacht zum Millionär werden. Die Millionäre schossen wie die Pilze aus der Erde. Man brauchte sich nur an eine der blitzschnell auftauchenden Konjunkturen zu hängen und sie wieder beizeiten loszulassen, um sich an die nächste zu klammern. Heute waren es Rotholzmöbel, morgen Dauerbutter, übermorgen Zucker, überübermorgen Barchentunterjacken, die Reichtum brachten. Man machte in Häusern, Schiffen, Juwelen, Konservenbüchsen, Fabrikationsrückständen, Tabak und schließlich in allem, was verkauft und gekauft wird. Es war eine Lust zu leben, für den, der eine Konjunktur zur rechten Zeit erkannte und sie zur rechten Zeit wieder fahren ließ!

Was Wunder, daß der verbotene Sekt in Strömen floss, daß die Goldschmiede, Luxuswaren- und Juwelenhändler Bombengeschäfte machten und die Delikatessenhandlungen gar nicht Waren genug herbeischaffen konnten, um der enormen Nachfrage genügen zu können. Man zahlte für Blumenarrangements, die man befreundeten Damen darbrachte, Hunderte von Rubeln; man erlegte, ohne mit der Wimper zu zucken, für eine Birne zehn Rubel und für eine Flasche Portwein 75. Man sah Offiziere und Militärbeamte Luxuswäsche für Hunderte und Tausende von Rubeln kaufen.

Die Juwelenhändler aber feierten wahre Feste; wenn sie auch die Preise ins Ungemessene steigerten, so kaufte man doch, denn man wollte nicht nur freies Geld anlegen, sondern

man hatte sich auch hier und da erkenntlich zu zeigen und Souvenirs zu stiften, die schwerer wogen als Süßigkeiten, Blumen und Wohlgerüche, die übrigens auch mit Gold aufgewogen werden mußten.

Kurzum, der Rubel rollte, und man hätte sich die über die Stadt hereingebrochene Goldflut gar gern gefallen lassen, wenn sie sich gleichmäßig verteilt hätte und nicht nur einzelnen wenigen zugeströmt wäre. Die Übertragung des Petersburger bzw. Moskauer großen Lebensstils auf Riga hatte eine Verteuerung aller Bedarfsartikel zur Folge, die nur von denen nicht empfunden wurde, die sich an dem frohen Reigen beteiligen durften. Trotz der ungeahnten Geldfülle wußte man bald nicht mehr ein noch aus. Man hatte die teuersten Delikatessen im Überfluß, aber kein Brot; man konnte sein Auge an den schönsten Blumen ergötzen, aber es mangelte an Kartoffeln; man hatte Parfümerien zu Phantasiepreisen zur Verfügung, aber es fehlte an Petroleum. Wir konnten uns in fünf Theatern, diversen Tingeltangeln und ungezählten Kintöppen amüsieren, aber wir wußten nicht, wie wir unsere Wohnungen warm bekommen sollten, denn Brennholz war so teuer geworden, als ob es pures Mahagoni gewesen wäre.

Die Nöte der Bürgerleute konnten das Hauptquartier natürlich nicht anfechten, es war und blieb glänzend und geräuschvoll, und der einzige stille und schlichte in dieser lauten Schar war der Kommandierende der XII. Armee, General Radko Dmitriew, den man weder im Kaffeehause, noch im Theater oder Tingeltangel, sondern lediglich in stillen Alleen auf einsamen Spaziergängen sah. Der kleine, untersetzte General war immer still und ernst. Man sah ihn nur dann lächeln, wenn er spielenden Kindern zuschaute und sie mit Süßigkeiten fütterte, mit denen er sich die Manteltaschen vollgestopft hatte.

In dieses Sodom und Gomorrha pläzte wie eine Bombe die Nachricht von der Revolution herein. Die Autoritäten,

also wiederum Beljajew und Selitschkin, mögen gehofft haben, daß es sich um einen zeitweiligen Putsch handelte, denn sie verheimlichten die Nachricht, so lange sie sich verheimlichen ließ, aber schließlich mußte man doch mit der außerordentlich unangenehmen Wahrheit herausrücken, und nun waren die goldenen Tage des Hauptquartiers zu Ende. Statt der glänzenden Herren vom Stabe und von der Garde gab nun den Ton der Soldat an, der Arm in Arm mit dem Arbeiter einherging und von der Errichtung des Zukunftsstaates nicht nur träumte, sondern ihn auch praktisch ins Leben zu rufen trachtete.

Das geschah zunächst in der Weise, daß der Soldat die Disziplin und sonstige Dinge, die ihn in der freien Entfaltung seines Menschentums behindern konnten, abschaffte, wie etwa die täglichen Exerzitien und ähnlichen Firlefanz, der des Zukunftsstaates auf der Grundlage des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts unwürdig gewesen wäre. Die Herren vom Hauptquartier hatten nun böse Stunden zu durchleben; freilich wurden sie nicht, wie das an anderen Orten geschehen ist, entwaffnet, auch wurden sie nicht an Leib und Leben geschädigt, aber man nahm ihnen einen beträchtlichen Teil ihrer Gewalt; mit dünnen Worten, der Stab und das Generalkommando durften nur dann verfügen, wenn sie sich vorher mit dem ausführenden Komitee des Soldatenrates, dem „Iskosol“, in Verbindung gesetzt und dieser seine Genehmigung zu dieser oder jener Maßnahme erteilt hatte. Die eigentlichen Herren der Situation waren also nunmehr nicht etwa General Radko Dmitriew und seine Gehilfen, sondern die Leute vom Iskosol, Soldaten, vorzugsweise jüdischer Nationalität, die im Zivilverhältnis Juristen gewesen waren.

Die wesentliche Sorge der bisherigen Gewalthaber war nunmehr darauf gerichtet, diesem fatalen Geruche zu entgehen, die Herren vom Iskosol nicht zu vergrämen und sich überhaupt den neuen Verhältnissen, die ihnen natürlich

nichts weniger als sympathisch sein könnten, anzupassen. Und man muß sagen, daß sie die Anpassungspolitik mit viel Schmiegsamkeit und Geschick durchführten.

Freilich vermochten nicht alle ihre Überzeugungen und Anschauungen so fabelhaft rasch gegen die nötige demokratische Gesinnung umzutauschen. Zur Ehre des Generals Beljajew sowie seines getreuen Schildknappen Felitschkin sei gesagt, daß beide zu diesen ganz wenigen gehörten und von der Bildfläche verschwanden. Sie mußten für einige Zeit in sicheres Gewahrsam gebracht werden, da man anderenfalls gegen sie gerichtete Ausschreitungen zu befürchten gehabt hätte.

Das auf den hochherrschaftlichen Ton gestimmte Leben des Hauptquartiers der XII. Armee veränderte sich in wenigen Tagen bis zur Unkenntlichkeit. Es schien, als ob das bisher so geräuschvoll pulsierende Leben erstorben sei, man sah auf den Straßen weder Offiziere, noch Militärbeamte oder die „Landschaftshusaren“, dafür aber um so mehr Soldaten, die sich der jungen Freiheit erfreuten und von ihr in ihrer Art Gebrauch machten. Wer konnte das souveräne Volk und die große revolutionäre Armee daran hindern? Etwa die Offiziere, die sich nicht zeigen mochten, um unangenehmen, zuweilen tragisch endenden Zusammenstößen zu entgehen, oder die Polizei, die ja nicht mehr bestand, — man hatte sie sofort abgeschafft und an ihre Stelle die Volksmiliz gesetzt. Nichts konnte weder Volk noch Armee behindern, und so tagten denn in den ersten Revolutionswochen Tag und Nacht an hundert Orten zu gleicher Zeit die Soldaten- und Volksmeetings, auf denen man an der Errichtung des Zukunftsstaates arbeitete, indem man Rede auf Rede loschoß, aber leider nie ins Ziel traf.

Das war nun freilich schwer, denn wem sollte man eigentlich glauben? Irgendwelche Aufklärungen oder Hinweise gab es in der ersten Zeit noch nicht, auch die revolutionäre Presse war noch nicht ins Leben getreten. Man

lauschte also den Rednern, von denen der eine genau ebenso glänzend sprach wie der andere, — das russische Volk ist ja, zu seinem Unglück, ein Rednervolk von Beelzebubs Gnaden. Man jubelte allen Rednern zu, die das Wort „Freiheit“ recht häufig aussprachen, gegen die Vorgesetzten und Bourgeois wetterten und die Menschenrechte des Soldaten betonten.

Im übrigen vernichtete man die alten ruhmreichen Feldzeichen und setzte an ihre Stelle rote Fahnen mit zumeist unorthographischen Inschriften hochdemokratischen Charakters. Von den Mützen verschwanden die kaiserlichen Kofarden, man übertünchte sie mit roter Farbe. Die Armee durchlebte eine Orgie in Rot. Rot waren nicht nur die Feldzeichen und Kofarden, sondern auch die Knöpfe und Achselstücke, und zum Überflusse trug noch jeder Soldat und fast jeder Offizier eine flatternde rote Bandschleife. Der Rotkoller der Zivilisten fand seinen prägnantesten Ausdruck darin, daß der Roland vor dem Rathause über Nacht rot angelstrichen wurde.

Es ging also auch unter dem republikanischen Regiment, wenn nicht glänzend, so doch um so geräuschvoller zu.

Am meisten Geld ließen aber die Soldaten der glorreichen revolutionären Armee in den von ihnen in der freien Gottesnatur etablierten Kartenklubs draufgehen. In diesen Klubs, die in den öffentlichen Parks florierten, wurde das Hasardspiel ununterbrochen Tag und Nacht betrieben. Man spielte auf ausgebreiteten Mänteln im Schatten der Bäume oder in Zelten. In den Banken, die aufgelegt wurden, befanden sich oft viele tausend Rubel, und einzelne Spieler gewannen und verloren in einer Nacht oder an einem Tage wiederum Tausende. Freilich ging es in diesen eigenartigen von der Revolution geborenen Klubs nicht immer glatt ab, — nur zu häufig entstanden Meinungsverschiedenheiten, die entweder mit der Faust oder mit der Waffe in der Hand ausgetragen wurden. Nun muß aber gerechterweise

bemerkt werden, daß im selben Maße, wie das lustige Leben der Armee sich verdichtete und schließlich zum Bacchanal ausartete, die Zahl der Verbrechen in der Stadt und auf dem flachen Lande in erschreckendem Maße zunahm; der ursächliche Zusammenhang ist wohl nicht schwer herzustellen.

Das Offizierskorps sah sich veranlaßt, so wenig als möglich in der Öffentlichkeit zu erscheinen. Einerseits war es gewiß nicht angenehm, im Theater oder Kaffeehause neben einem mitunter bezechten, stets mehr als ungenierten Soldaten von urwüchsigsten Sitten zu sitzen, andererseits aber waren die Einnahmequellen vieler erheblich knapper geworden, denn die Soldatenkomitees, die viel ungereimtes Zeug zustande brachten, bewirkten doch auch einiges Gute, so beispielsweise eine sehr genaue Kontrolle über verausgabte Gelder ...

Wenn in der vorhergehenden Periode die „Bourgeoisie“, die nun vollständig unten durch war, goldene Zeiten erlebt hatte, so blühte jetzt der Weizen des Arbeiters, der seine schwielige Faust nach den Gütern des Lebens ausstreckte und davon nach Möglichkeit zu erraffen suchte. Die Arbeitslöhne stiegen von Tag zu Tag, und gleichzeitig stipulierte das Proletariat den acht- und später den sechsständigen Arbeitstag. Man schaltete die Arbeitgeber vollständig aus, ihre Funktionen übernahmen die Arbeiterräte der einzelnen Betriebe; die Prinzipale hatten schließlich nichts anderes zu tun, als die wachsenden Löhne zu zahlen und darüber nachzusinnen, wie sie diese herausarbeiten könnten. Im übrigen war ihre vollständige Erledigung nur eine Frage der Zeit, — alle Betriebe sollten natürlich kostenfrei an die Arbeiter übergehen, und das erforderliche Betriebskapital sollte in der Weise aufgebracht werden, daß man die besitzenden Klassen so lange und so weit besteuerte, bis sie sich in die besitzlosen verwandelt haben würden.

Daß es wirklich dazu gekommen wäre, unterliegt keinem

Zweifel, denn das Proletariat, das im engsten Zusammenhang mit der Armee stand, hatte bereits einige Kraftproben in der angedeuteten Richtung abgelegt und hatte seinen souveränen Willen bekundet, auf der einmal erfolgreich beschrittenen Bahn weiter zu gehen.

Man hätte sich auf eine weitere Fortsetzung der heiteren Zwischenspiele, die sich merklich zur Tragödie zuspitzen, gefaßt machen können, wenn der Einzug der Deutschen das Wolkenkuckucksheim nicht in Trümmer geschlagen, und Iskosol, rote Sezen, Demagogen und den ganzen Plunder nicht wie eine Windsbraut fortgeblasen hätte.

Auf der Eisenbahn

Januar 1917. Ich brauche ein Billett nach Petersburg. Was kann es nun Einfacheres geben, als ein Eisenbahnbillett zu kaufen. Ich will diesen Satz nicht bestreiten, wenn er in einem anderen Lande als in Rußland, und zu einer anderen Zeit, als während des Krieges, aufgestellt wird, glaubte ich doch selbst, daß es nichts Einfacheres geben könne, als den Kauf eines Eisenbahnbilletts. Doch ich mußte mich eines Schlechteren belehren lassen.

Auf dem Bahnhofe gibt es Queue, „Chwoſt“ nennt man das russisch, zu deutsch Schwanz. Es ist ein Schwanz von ungeheurer Ausdehnung, wie etwa die Verlängerung eines der vorsintflutlichen Saurier, die nie daran gedacht zu haben scheinen, daß sie einst in räumlich beschränkten naturwissenschaftlichen Kabinetten untergebracht werden würden. Die Leute stehen dort schon seit vierundzwanzig Stunden, während früher die Reise nach Petersburg nur elf Stunden erfordert hatte. Doch das war früher so gewesen.

Während ich mir die Sache ansehe, bemerke ich, daß einige Menschen sich den Teufel um den Schwanz scheren, sondern frohgemut an den Schalter treten und ihr Billett in Empfang nehmen. Die scheinen das Goethesche Wort zu kennen, wonach nur Lumpe bescheiden sind. Ich werfe also alle Bescheidenheit über Bord und folge dem Beispiel dieser Auserwählten, doch schleudert mich alsbald ein wütender Zuruf in meines Nichts durchbohrendes Gefühl zurück: „Reihe halten! Nicht vordrängen!“ So schallt es

von der härtigen Lippe des Gorodowoi, der das Schwert an der Seite trägt und Gewalt über uns hat.

„Aber erlauben Sie, da haben doch einige Herren...“

„Das sind die Herren Offiziere, die haben das Recht. Zurück! Nicht vordrängen! Reihe halten!“

In der Tat, da steht es schwarz auf weiß, daß die Herren Offiziere den Vortritt haben, sie brauchen nicht die einzelnen Wirbel des Saurierschwanzes zu bilden.

Ich frage mich, warum ich eigentlich meinen Beruf verfehlt habe und nicht Herr Offizier der kaiserlich russischen Armee geworden bin. Ich frage mich, wie es wohl kommen mag, daß so unendlich viele Herren Offiziere auf der Eisenbahn herumkarren, denn einer nach dem anderen tritt an den Schalter heran, während der Schwanz wächst und sich schon um die nächste Straßenecke schlingt. Ich frage mich, warum jene holde Dame dem Offizier, der ihr etwas überreicht, so süß zulächelt, ach, so süß... Da sehe ich, daß der Herr Offizier für die Dame ein Billett besorgt hat, und nun verstehe ich, warum sie so süß gelächelt. Ich verstehe mit einemmal Verschiedenes.

Wer hilft in allen Nöten und steht den Ratlosen bei? Das ist der Bahnhofsportier! Der Bahnhofsportier bleibt sich überall gleich, er befinde sich wo er wolle, in Sidney, Moskau, Wien oder Madrid, überall ist er stets auf dem Laufenden und zu Diensten bereit.

Da steht er mächtig, mit wehendem Bart. Auf der Brust glitzern die Kreuze und Medaillen. Er steht bolzgerade vor dem Offizier, dem er eine Auskunft erteilt. Ein Prachtkerl, das Urbild eines strammen, dienstfertigen Unterbeamten. Der Offizier geht, nun kann ich mich an den Mann wenden.

„Portier, wie kommt man zu einem Billett nach Petersburg?“

„Erster oder zweiter, zu welchem Zuge?“

Der Mann ist kurz und sachlich, und das erweckt Vertrauen.

„Ganz gleich, ich brauche ein Billett zum nächsten Zuge.“

„Die Kommissionsgebühr beträgt 20 Rbl., der Preis des Billetts ist 17, macht 37.“

„Sagen wir glatt 40.“

Der Mann erhebt seine Rechte beinahe bis zum Mützenrande: „Bitte, nach einer Stunde.“

Nach einer Stunde habe ich das Billett in der Tasche, der Portier knittert 40 Rubel zusammen und tut es zum übrigen.

Ich möchte im Wartesaal ein Glas Tee trinken. Der Saal ist gestopft voll von Offizieren und ihrem weiblichen Anhang. Es riecht nach Juchten, Tabak, Schnaps, Creme Simon, Puder und Jockeyklub. Dämchen wippen auf und ab. Offiziere klirren hin und her. Man lacht und schwätzt. Man sucht und findet.

Kein Tisch ist frei, alle sind von den Herren Offizieren und den Dämchen besetzt. Ich muß meinen Tee stehend am Büfett einnehmen. Im Wartesaal 3. Klasse und in der Bahnhofshalle liegen auf der schmutzigen, schlüpfrigen Diele todmüde Soldaten, das „heilige graue Vieh“, wie Drago-mirow sie zutreffend nannte. Das heilige graue Vieh liegt hier bereits den dritten Tag.

„Seit zwei Tagen haben wir nichts gegessen,“ erzählt mir ein Mann gleichgültigen Tones.

„Ja, warum denn?“

„Sehen Sie, wir sind auf der Durchreise. Unser Rottenkommandeur zeigt sich nicht, er hat sich wohl festgetrunken.“

„Und ihr?“

„Wir warten.“

„Und hungert?“

„Und hungern. Was soll man schon machen, unsere Sache ist gehorchen.“

Ich trete auf den Bahnsteig hinaus. Ich bin nicht so naiv zu glauben, daß ein Billett auch einen Platz bedeutet. Ich weiß, daß ich noch einen schweren Kampf zu bestehen haben werde, und ich wappne mich zu dem Kampfe, indem ich mich mit zwei handfesten Trägern verbünde, die mich in meinem heißen Bestreben, wenn auch nicht einen Platz an der Sonne, so doch am Abtheilfenster zu erobern, werktätig unterstützen sollen.

Meine Verbündeten, die ihren Obolus bereits in der Tasche haben, — später kann man ja getrennt werden und ich kann in die Lage geraten, die Leute wider Willen um ihren Lohn zu bringen, erteilen mir einige praktische Winke: Mantel zuknöpfen, Briefftasche sichern, desgleichen Uhr und Portemonnaie; Hut fest aufsetzen und dann die erstbeste Waggontür forcieren und sich durch nichts zurückschrecken lassen.

Wie eine Sturmflut rast das Publikum durch die geöffnete Bahnsteigsperre, meine Verbündeten bilden die Vorhut und stoßen mit elementarer Wucht vor, unter ihren genagelten Stiefeln knirschen Hühneraugen und Gepäckstücke, ihre Ellenbogenstöße schleudern gewichtige Männer und zarte Frauen wie Spreu beiseite. Das nenne ich denn doch zu rücksichtslos, aber es ist keine Zeit um Rücksichten zu nehmen, denn nun werde ich selbst zum Spielball von Rippenstößen: eine Kofferecke bohrt sich in mein Kniegelenk, — sie muß unbedingt eisenbeschlagen sein, eine Reiherrfeder kitzelt mich an der Nase, — der Tastsinn arbeitet prestissimo.

Hurra! Hurra! wir sind an der Waggontür. Doch da hat sich die Menge gestaut. Weiß Gott, woher sie gekommen, denn wir waren doch so ziemlich die ersten auf dem Bahnsteige. Meine Vorhut dringt vor, sie hat bereits eine Stufe erobert und bohrt sich nun mächtig vorwärts. Nun bin ich auch auf der Stufe, die nachdrängende Menge hebt mich empor, ich schwebe einen Augenblick über den Köpfen, dann sinke ich wieder! Herrgott, mein Brustkasten,

wenn der nur vorhält! Er hält; er kracht, aber er hält. Nochmals werde ich emporgehoben und dann fliege ich wie der Pfropfen aus einer schlecht temperierten Sektflasche in den Korridor des Waggons.

Uff! da wären wir nun. Meine Träger winken in der Ferne, ich arbeite mich zu ihnen durch, sie haben für mich einen Platz in einer Ecke des Korridors erobert, — die Abteile sind allesamt besetzt. Wie kommt das, wir gehörten doch zu den ersten?

Die Leute zucken die Achseln. Die sind früher durch die Sperre gelassen worden, knurrt einer von ihnen, sie haben Protektion!

Da ist nun nichts zu wollen, ich kann allenfalls bedauern, daß ich keine Protektion gehabt habe, immerhin darf ich mich glücklich preisen, denn meine Ecke liegt außerhalb der Wirbel des Malstroms, der an mir vorüberschießt.

Zweite Glocke, meine Verbündeten verabschieden sich. — „Lassen Sie sich nicht von Ihrem Platz vertreiben,“ sagen sie, „es komme, was da wolle, bleiben Sie auf Ihrem Koffer sitzen.“

Dritte Glocke. Der Korridor ist gestopft voll. Die Menschen stehen Schulter an Schulter, und so werden sie bis Petersburg stehen müssen, die ganzen 22 Stunden hindurch, unter Umständen auch länger, denn heutzutage weiß kein Mensch, wann ein Eisenbahnzug ankommt. Man hat die Umlaufszeit der verwegentsten Sphärenbummler, der Kometen, auf Stunde und Minute berechnet, aber das Eintreffen eines russischen Eisenbahnzuges in der Kriegszeit kann niemand berechnen.

Der Zug rattert im Schnecken gange durch die Nacht. In den Abteilen sitzen die Herrschaften mit Protektion; sie sitzen bequem, sie schauen auf uns Korridor-Plebejer herab. Man schwitzt fürchterlich in der drangvollen Enge. Eine Dame erklärt, daß ihr schlecht werde, man steht ihr bei mit guten Worten und Kölnischem Wasser. Sie beruhigt sich.

Aber bald wird es ihr wieder schlecht und man hilft ihr wieder. Sie kann das Stehen nicht vertragen, die Ärmste. Viele können das Stehen nicht vertragen. Man konstatiert das mit Ingrim. Man spricht das ganz laut aus, damit die in den Abteilen Sitzenden es hören, damit altruistische Gefühle in ihnen wachgerüttelt werden.

Aber die tun so, als ob sie nichts hörten. Da streckt sich ein uniformierter Dickwanst stöhnend und ächzend auf dem Diwan und paßt eine dicke Papiros. Ein hagerer Herr in der Uniform irgendeines Ressorts hat seinen Platz mit Plaids und Kissen umpolstert und blinzelt nun wie ein Uhu aus seinem molligen Neste in den unruhigen Korridor hinaus.

Ein General, alt, dick, aufgeschwemmt, tritt aus einem der Abteile; er drängt sich durch die Menge, er will irgend wohin verschwinden. Er stößt die Leute rücksichtslos beiseite, er preßt sie an die Wand, er arbeitet mit Ellenbogen und Knien.

„Zum Teufel, geben Sie Platz!“ schreit er wütend. „Was ist das für eine Schweinewirtschaft, man kann sich nicht einmal frei bewegen!“

„Bitte, nicht zu drängen!“

„Was? Was sagten Sie da? Wissen Sie, mit wem Sie es zu tun haben? Verstehen Sie? Wie unterstehen Sie sich!“

Aber Seine Exzellenz ist an den Fallschen gekommen. Der kleine nervöse Herr läßt sich nicht einschüchtern, er trumpft der Exzellenz auf. Man versperrt Seiner Exzellenz den Weg, er kann nicht weiter, aber er muß doch, er muß dringend! Er flucht und wettet, aber die Menge weicht nicht. Grollend zieht der General sich wieder zurück. Auf der nächsten Station werde er schon Ordnung schaffen.

Der bewußten Dame wird zum dritten Mal schlecht, sie kann das Stehen nicht vertragen. Man beschließt ihr in radikaler Weise zu helfen. Der kleine nervöse Herr wendet

sich an eines der Abteile mit der Bitte, zusammenzurücken und der Dame, die das Stehen nicht vertragen kann, ein Plätzchen zu gewähren. Er predigt tauben Ohren, man tut im Abteil so, als ob er Luft wäre.

Der kleine nervöse Herr wendet sich nun an die Korridor-Plebejer mit einer Ansprache, die dahin geht, daß es nicht angängig sei, daß in den Abteilen nur je vier Menschen sich breit machen, während andere, die ihr Billett ebenso bezahlt, wie jene, stehen müßten. Gleiches Recht für alle, sagt der kleine nervöse Herr, und die Korridor-Plebejer murmeln Beifall.

Aber seine Rede macht auf die Abteil-Insassen nicht den geringsten Eindruck. Der dürre Herr in der Uniform irgendeines Ressorts blinzelt aus seinem Nестe hervor und meint, es wäre angebracht, unruhige Leute, die aufwiegende Reden führen, auf Numero Sicher zu bringen.

Der Fettwanst murmelt Beifall; ein Oberst meint, es sei überhaupt ein Unfug, daß man während des Krieges Zivilisten die Benutzung der Eisenbahn gestatte, sie könnten zu Fuß gehen, die Eisenbahn müsse den Leuten vorbehalten bleiben, die ihr Blut für das Vaterland vergossen.

Irgend jemand sagt bissig, wenn man die Uniform der Intendantur trage, dann vergieße man allenfalls Ochsenblut, und wenn man auf Staatskosten in die nächste Stadt fahre, um seine Geliebte zu besuchen, dann sei es besser, den Schnabel zu halten.

Hierauf wird die Tür zum Abteil energisch geschlossen.

Im Korridor ist es unerträglich heiß. Dem Waggondienner, der beständig hin und her läuft, wird bedeutet, daß er sich einer seßhaften Lebensführung zu befleißigen habe, widrigenfalls er ausgesperrt werden würde.

Jemand hat ein höchst verdächtiges Abteil ausfindig gemacht. Man hört in diesem Abteil keinen Laut, es scheint unbesetzt. Da muß etwas dahinterstecken. Vielleicht haben

die Schaffner dieses Abteil für sich reserviert; die Leute bekommen so etwas fertig.

Man beschließt, der Sache auf den Grund zu gehen. Alle sind sehr interessiert, insbesondere aber die Dame, die das Stehen nicht vertragen kann. Sie sieht einen Hoffnungsstern winken.

Man pocht an der Tür des geheimnisvollen Abteils; erst leise, dann laut und schließlich so laut, daß der General von vorhin den Kopf aus seinem Abteil hervorsteckt und Ruhe gebietet. Man lacht über den alten Herrn und pocht weiter. Der kleine nervöse Herr schlägt einen kunstvollen Wirbel auf der Abteiltür, er scheint stählerne Knöchel an den Fingern zu haben. Und seine Bemühungen haben Erfolg, man hört den Verschuß schnappen und dann springt die Tür plötzlich auf. Mit einer Duftwelle dringt aus dem Abteil ein indignierter Schrei aus schönem Munde. Wir sehen die glückliche Besitzerin und Alleinherrscherin eines ganzen Abteils, sie steht inmitten eines Tohuwabohu von Kofferchen, Blumensträußen, Säckchen, Beuteln und Necessaires in einem eleganten, etwas zu eleganten grauen Reisekleide und ist sehr böse, aber das steht ihr ganz ausgezeichnet.

„Was soll das?“ sagt die Dame, und ihre tiefe Bruststimme schwingt in empörten Tönen. „Was soll diese Unverschämtheit! Dieser unerhörte Überfall!“ Die Dame standiert sehr deutlich und nimmt eine wundervoll einstudierte Pose an. „Das Abteil ist mir von Seiner Erzellenz, General Beljajew, eingeräumt worden, vom Stabschef Beljajew, verstehen Sie? Ich bitte Sie, sich sofort zu entfernen, widrigenfalls ich von der nächsten Station General Beljajew telegraphieren werde; er wird den Zug anhalten, er wird nicht dulden, daß man mich beleidigt.“

Die schöne Dame, es ist eine Schauspielerin, holt ein goldenes Täschchen hervor und entnimmt ihm ein Papier.

„Hier,“ sagt sie, „der Passierschein von General Beljajew. Er hat mir ein Abteil anweisen lassen, ich werde von der nächsten Station telegraphieren, er wird es nicht dulden...“

Der schönen Dame verschlägt die Stimme, sie schaut zornig auf uns.

Wir weichen zurück, denn wir wissen, daß General Beljajew ein gewaltiger Mann ist. Er braucht nur seinem Sancho Pansa, dem Polizeimeister Felitschkin, einen Wink zu geben oder die Abteilung für Konterespionage entsprechend zu informieren und jeder von uns wandert unweigerlich in die entfernteren Gegenden Sibiriens. General Beljajew versteht keinen Spaß, wenn es sich um eine schöne Schauspielerin handelt. Das wissen wir und weichen zurück.

Der kleine nervöse Herr läßt sich aber nicht ins Bockshorn jagen. Er pfeift auf General Beljajew, auf Felitschkin und die Konterespionage; er kann sich diesen Luxus leisten, denn er ist — Mirsojew. Mirsojew, der die Petroleum-, Stroh-, Heu-, Hafer- und eine Million anderer Lieferungen hat. Der legendäre Mirsojew, der in einer Woche eine Million verdient und in einer Nacht Zehntausende fortwirft. Mirsojew, der mit Großfürsten auf dem Duzfuße steht und den Kriegsminister um den Finger wickelt.

Mirsojew nennt seinen Namen und die zornige Dame wird eitel Sonnenschein. Mirsojew bittet die zornige Dame um ein Plätzchen für die Dame, die das Stehen nicht vertragen kann, und die zornige Dame nickt hold lächelnd Gewährung. Mirsojew bittet um ein Plätzchen für sich und für andere Korridor-Proletarier, und die zornige Dame tut entzückt.

Leider können nicht alle in das Abteil.

Mirsojew hat glücklich sechs Personen untergebracht, aber mehr gehen in das Abteil nicht hinein, da versagt auch Mirsojews Macht.

Wir bleiben im Korridor, der noch immer gestopft voll ist. Wir schlummern und schwitzen und jappen nach Luft, wie Fische, die aufs Trockene geraten sind.

Wenn der Zug hält, dann steigen die Herren Offiziere ein. Sie schimpfen und wettern, daß die verfl. . . . Zivilisten sich im Korridor herumstoßen, und sie hinterlassen, wenn sie gegangen sind, einen Duft von Juchten, Tabak und Schnaps. Es ist verwunderlich, wieviele Herren Offiziere auf der Eisenbahn herumkarren und wie stark sie nach Juchten, Tabak und Schnaps riechen.

Mai 1917.

„Ich brauche ein Billett nach Petersburg.“

Der Portier steht im Vollbewußtsein seiner Menschenwürde an der Tür. Der Portier hat die Kreuze und Medaillen abgelegt und sich mit roten Schleifen dekoriert. Er lehnt lässig an der Tür und liest sein maximalistisches Leitblatt. In seiner Haltung drückt sich das Vollbewußtsein seiner Würde als Mensch, Bürger und Portier aus.

Das Vollbewußtsein der Menschenwürde rührt daher, daß die Eisenbahner die Erhöhung ihrer Gehälter um 150 Prozent und den Achtstundentag durchgesetzt haben.

„Ich brauche ein Billett nach Petersburg, Genosse,“ sag ich.

„Belieben Sie sich, Genosse,“ erwidert er, „an die Kasse zu begeben.“

„Ich bin eilig, ich möchte nicht Queue stehen, die Herren Offiziere . . .“

„Die Herren Offiziere? Heutzutage gibt es, Gott sei Dank, keine Herren Offiziere, überhaupt keine Herren, sondern nur gleichberechtigte Bürger-Genossen. Die Offiziere haben zu warten, die Soldaten der freien revolutionären Armee gehen voran.“

Der Gewaltige wendet sich ab, er hat ohnehin zu viel Zeit verloren, er versenkt sich wieder in sein maximalistisches Leibblatt.

An der Kasse gibt es weder Anschläge noch Gorodowois. In einem freien Land sind Anschläge überflüssig, die Gorodowois sind längst abgeschafft worden. In der Ferne sieht man einen Milizionär, der die Funktionen eines Polizisten ausüben soll, doch hat er hierzu eben keine Neigung, er spielt mit einem Soldaten-Genossen Schrift oder Adler und erfreut die Zuschauer durch Kraftwörter von unerhörter Wucht.

Der Genosse-Kassierer stillt rasch mein Sehnen, ich habe mein Billett in den Händen, ohne daß ich Kommissionen zu zahlen oder im „Schwanz“ zu stehen brauchte.

Ich habe Zeit und beschließe, im Wartesaal ein Glas Tee zu trinken. Im Wartesaal erster Klasse, möchte ich hinzufügen, damit dem Leser die Situation ganz klar wird. Der Wartesaal bietet, wie im Januar, ein Abbild von Wallensteins Lager, nur sitzen jetzt an den Tischen und auf den Sofas nicht mehr die Herren Offiziere mit ihrem weiblichen Anhang, sondern die Herren Soldaten der großen glorreichen revolutionären Armee. Zum Teil auch mit weiblichem Anhang, den sie recht handgreiflich behandeln. Es riecht nicht mehr nach Juchten, Schnaps und Tabak, nach Creme Simon, Puder und Jockeyklub, sondern nach Machorka, Fußlappen, Klettenöl und Kaserne. Die Soldaten der großen revolutionären Armee sitzen mit aufgeknöpften Hemdkragen, die Luft des freien Wartesaals weht um freie Manneskehlen. Sie trinken Tee, rauchen und knacken Sonnenblumenkerne; die Schalen der Kerne bedecken in dicker Schicht den Fußboden, wenn man geht, dann raschelt es, als ob man im Herbstwalde über dürres Laub Schritte.

Einzelne Soldaten der freien revolutionären Armee klimpern auf der Supfgeige, andere entlocken der Ziehharmonika

die Töne der Marseillaise oder eines Gassenhauers, — man weiß nicht recht, welche Melodien mehr Beifall finden.

Ich schaue mich nach einem Plätzchen um, aber alle Tische sind besetzt und keiner der Soldaten der freien revolutionären Armee will mir einen Platz einräumen. Ich trinke daher meinen Tee stehend am Büfett, und neben mir stehen einige Offiziere, die gleichfalls still und bescheiden ihren Tee einnehmen und achtungsvoll beiseite treten, wenn ein Soldat an das Büfett herantritt, um seine Wünsche zu äußern.

Ich bin mit meinem Tee zu Ende und begeben mich auf den Bahnsteig. In der zugigen Vorhalle sitzen auf ihren Koffern einige Offiziere, sie warten auf den Abgang des Zuges, sie warten still und geduldig, ganz wie damals im Januar das „heilige graue Vieh“.

Es gibt keine Bahnsteigsperre, sie wäre eines freien Landes unwürdig. Das freie Volk flutet frei über den Bahnsteig, d. h. es flutet nicht, der Bahnsteig ist leer, ganz auffällig leer, man sieht nur einige Offiziere und wenige Zivilisten.

„Gott gebe,“ sagt im Waggon ein grauer Oberst, „daß wir unsere Plätze behalten dürfen.“

„Aber die Waggonen sind doch beinahe leer, ganz auffällig leer.“

Der Oberst lächelt nachsichtig, wie man zu den Worten eines unvernünftigen Kindes lächelt. Er hat sich einen Platz an der Tür gewählt, einige andere Offiziere stehen im Korridor und bringen ihr Gepäck in den dort befindlichen Netzen unter.

„Warum kommen die Herren nicht ins Abteil?“

Der Oberst lächelt wieder nachsichtig und ordnet die Orden auf seiner Brust. Er muß ein tapferer Mann sein, denn er ist Inhaber einiger Auszeichnungen für Tapferkeit, und die Chevrons an seinem Rockärmel zeigen, daß er fünfmal verwundet worden ist.

Die zweite Glocke. Es ist noch immer leer im Waggon.
„Das wird eine bequeme Fahrt werden,“ meine ich, „kein Menschenkind fährt.“

Der Oberst lächelt zum dritten und zum letzten Mal, dann wird sein Gesicht ernst und hart, denn man hört plötzlich das Brausen und Töhlen einer großen Volksmenge.

„Was ist denn eigentlich los?“

Ich schaue zum Fenster hinaus und sehe die Soldaten der freien revolutionären Armee in hellen Haufen heranstürmen; einzelne von ihnen tragen Bündel, andere schleppen Körbe und Koffer, noch andere führen nichts als nur ihren weiblichen Anhang mit sich. Die Menge flutet heran, sie schwächt, lacht, klumpert auf der Supfgeige und sprüht Sonnenblumenschalen um sich.

„Vorwärts, Kinder,“ ruft ein Soldat der freien revolutionären Armee in die Waggon. Der Haufe drängt sich in den Korridor unseres Waggon erster Klasse. Ein Koffer fährt in eine Fensterscheibe, die dem Anprall nicht stand hält und zerbricht. Man lacht. Man drängt vorwärts.

„Das ist ein Waggon erster Klasse,“ sagt jemand.

„Das sehen wir,“ antwortet ein poßennarbiger Soldat, „wir fahren nicht anders, als erster Klasse.“

„Herr Oberst, rücken Sie einmal ans Fenster, ich will an der Tür sitzen.“

Der Oberst rückt ans Fenster, seinen Platz nimmt ein Soldat der freien revolutionären Armee ein. Er dehnt sich behaglich und rollt sich aus Zeitungspapier und Machorka eine Zigarette.

„Griščka, Trofim,“ ruft er, „hierher, hier ist noch Platz!“

Einige andere Soldaten erscheinen und füllen das Abteil mit dem Duft von Machorka, Fußlappen und Kaserne.

„Griščka, hast du dein Billett?“

„Red' doch nicht so dumm, du Tölpel, wer braucht heutzutage noch ein Billett. Ich fahre ins Dorf und damit basta!“

„Mit Urlaub?“

„Mit Urlaub? Hat sich was! Ich fahre ins Dorf und damit basta. In den Tranchéen ist es zum Krepieren langweilig, im Dorf ist es aber jetzt wunderschön. Vielleicht komme ich im Herbst zurück, wenn es sich so machen sollte.“

Die Soldaten der großen revolutionären Armee fühlen sich durchaus als Herren der Situation. Die Zupfgeige klirrt und die Ziehharmonika dudelt; dazwischen erschallt das Kreischen des weiblichen Anhanges und Kraftwörter, die der Russe „dreistöckig“ nennt, schwirren durch den Waggon.

Im Nebenabteil ist ein Streit entstanden: ein Soldat nötigt die alte Dame, die am Fenster sitzt, den Platz seinem weiblichen Anhang zu überlassen. „Du hast in deinem Leben genug auf weichen Polstern gefessen,“ sagt er, „jetzt sind wir an der Reihe. Also, mach mal Platz.“

Die alte Dame remonstriert empört, aber man macht mit ihr wenig Federlesens, ihre Sachen fliegen krachend in den Korridor hinaus, und sie ergreift nun die Flucht, verfolgt von dem schallenden Gelächter der Soldaten und ihres weiblichen Anhanges. Die Dame wendet sich an einige Offiziere, die im Korridor stehen, doch diese zucken die Achseln, sie können der alten Dame nicht helfen, sie müssen froh sein, daß die Soldaten der freien revolutionären Armee sie nicht an die Luft setzen. Sie drücken sich an die Wand, wenn ein Genosse vorübergeht und sie geflissentlich anstößt.

Die dritte Glocke ist schon längst ertönt, aber der Zug steht noch immer am Bahnsteig, denn noch immer strömen Soldaten der großen revolutionären Armee herbei, die mitfahren wollen. Die Waggon sind schon lange überfüllt, die Soldaten sitzen auf den Plattformen und auf den Dächern. Dort oben geht es ganz besonders heiter zu, die Harmonika gellt und die Leute lassen ein Lied erschallen,

dessen Text sogar den weiblichen Anhang erröten läßt. Und Scherzholde gibt es da oben, — sie haben die Ventilatoren entdeckt und benutzen sie, um Sonnenblumenschalen in den Waggon zu spucken.

Endlich setzt der Zug sich in Bewegung, er hat eine Verspätung von mehr als einer Stunde. Im Nebenabteil liegen Soldaten der freien revolutionären Armee mit schmutzigen Stiefeln auf den Sammetpolstern, sie räkeln sich und rülpfen.

Eine Station. Drei Soldaten der freien revolutionären Armee betreten den Waggon.

„Ihre Legitimation!“ herrschen sie einen Offizier an. Der Offizier reicht den Soldaten ein Papier.

„Alles in Ordnung, Sie können fahren!“

Der Offizier legt die Hand an die Mütze, der Soldat nickt ihm herablassend zu. So gehen sie von Offizier zu Offizier und verlangen von ihnen die Vorweisung ihrer Legitimation. Als sie fertig sind, verlangt einer der Soldaten die Legitimation des Genossen, der auf dem Sammetpolster liegt und sich räfelt.

Man nimmt den Witz mit lautem Lachen auf.

„Meine Legitimation? Weißt du, woher du sie holen kannst...“

Es folgt ein mehr als dreistöckiges Wort. —

Aus einem der Abteile tritt ein Herr, sein Gesicht ist rot und von Ekel verzerrt.

„Man glaubt sich ja in Sodom und Gomorrha,“ murmelt er. „Es ist unglaublich, was die Kerle mit ihren Weibern angeben. Gibt es denn wirklich keine Gewalt, die dieser Schandwirtschaft ein Ende machen könnte!“

„Hoffen wir,“ flüstert ein anderer Herr, „daß es nicht schlimmer kommt. Auf der Kursker Bahn haben die Kerle während der Fahrt drei Offiziere und einen Schaffner zum Fenster hinausgeworfen. Bei Nishni Nowgorod haben sie einen Stationsvorsteher und den Lokomotivführer totge-

schlagen, weil diese sich weigerten, den Zug abzulassen, da die Linie besetzt war. Sie fuhren los, und als Resultat gab es einen Zusammenstoß, bei dem gegen dreihundert Menschen den Tod gefunden haben."

Zwei Soldaten der großen freien Armee schlenkern aus einem Abteil; sie mustern die „Bourgeois“ voller Geringschätzung, lassen uns jedoch unbehelligt; sie begeben sich in einen anderen Waggon, wo eine grandiose Bank aufgelegt sein soll.

Wir sind froh, daß die Vertreter der freien revolutionären Armee gegangen sind, denn, wenn es ihnen beigefallen wäre, uns, die verhaßten „Bourgeois“ zu insultieren, so hätten wir das ebenso ruhig hinnehmen müssen, wie etwa die Offiziere, die sich in einer Ecke des Korridors und im Waschabteil zusammengedrängt haben. Man hat das unerquickliche, nein, unsäglich erniedrigende Gefühl, als ob der Waggon mit seinen Insassen unter der Herrschaft einer Herde von zum Teil drolligen, zum Teil ekelhaften und boshaften, ganz unberechenbaren Pavianen stände.

Wir stehen im Korridor und schwitzen. In den Abteilen liegen die Soldaten der großen revolutionären Armee, die Zupfgeige schwirrt und die Ziehharmonika dudelt. Der Zug rattert im Schneckengange durch das große freie Land.

Sestriza

Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt das Charakterbild der russischen barmherzigen Schwester, vertraulich-zärtlich „Sestriza“, Schwesterchen, genannt, in der Geschichte. Vielleicht liegt in diesem zärtlich-vertraulichen Diminutivum die Lösung des Sestriza-Problems, das beinahe ebenso unergründlich ist, wie die an lichten Höhen und dunklen Tiefen so überaus reiche russische Volksseele.

Nicht als strenge, nur auf eiserne Pflichterfüllung bedachte Schwester wünscht der Russe sich seine Pflegerin in schweren Leidensstunden, sondern eben als liebeiches, mitempfindendes Schwesterlein, das nicht nur die Leiden des siechen Körpers lindert, sondern auch für seelisches Weh Verständnis und Mitempfindung hat und bereit ist, Trost und milde Worte zu spenden, Heiterkeit und Frohsinn zu verbreiten und unter Umständen der strengen Ordnung der Lazarette und den beaufsichtigenden gestrengen Herren Ärzten ein Schnippchen zu schlagen.

Es ist nicht unmöglich, daß die Sestriza hin und wieder ihre Pflichten nicht so erfüllt, wie es sich gehört, daß sie nachlässig ist, oder im Nebenzimmer plappert, während sie eigentlich die Verbände wechseln sollte, oder daß sie gar ein oder das andere Mal einfach ausbleibt und ihre Pflichten ohne vorherige Meldung einem gütigen Zufall in der Person des härbeißigen Feldschers überläßt.

Solche Fälle sind nicht unmöglich, aber dafür bekommt Sestriza es fertig, Tage und Nächte am Lager eines Ver-

wundeten zu sitzen, der sie interessiert; es braucht durchaus kein Adonis zu sein, dem sie ihre Kräfte opfert, bis der Oberarzt sie mit Gewalt aus dem Lazarett entfernt, sondern es kann ein ganz gewöhnlicher poßennarbiger, stumpfnasiger und wild verbarteter Muschitschof sein, der ihr weiches Herz durch seine Hilflosigkeit, durch seine mit stammelnder Zunge vorgebrachten Erzählungen von seinem Weibe, das er natürlich prügelt, und von seinen Kinderchen, die natürlich aufwachsen wie die Blumen auf dem Felde, rührt. Sie bekommt es fertig um „ihren“ Kranken, wenn er trotz aller ärztlichen Kunst gestorben, Ströme von Tränen zu vergießen, für ihr letztes Geld einen Blumenstrauß zu kaufen und dem elenden Brettersarge mit den zerhackten und zerschossenen Überresten des armen Sidor oder Karp wersteweit bis zum Friedhof zu folgen und dort inbrünstig um das Seelenheil des Hingeschiedenen zu beten.

Es ist schwer, sich ein ganz zutreffendes Bild von der Sestriza zu machen, denn sie kann pflichttreu und aufopfernd wie ein Held und unglaublich nachlässig und zerfahren sein. Sie kann im wildesten Geschützfeuer ruhig ihrer Pflicht nachgehen und Beweise wahrhaftigen Heldenumes liefern, um dann wenige Stunden später in Gesellschaft von Offizieren oder anderen jungen Leuten laut schwäzchend und lachend mit wehenden Röcken und flatterndem Kopftuch durch die Straßen zu fegen, oder sich in Kaffeehäusern, Theatern und Konzertsälen in einer Weise zu benehmen, die den Zorn der Gerechten im Lande herausfordert.

Es läßt sich nicht leugnen, Sestriza ist trotz der frommen Tracht, die sie trägt, keine Heilige, aber ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt und sie wird noch viel lieben, solange ihr kleines, törichtes Herz schlagen wird.

Der Dualismus, der die russische Volksseele zerfrißt, ist auch der Sestriza eigen, und er findet seinen ganz prä-

gnanten äußerlichen Ausdruck in der Schwestertracht, die ein Gemisch von nonnenhafter Einfachheit und herausforderndem Raffinement ist. Das letztere ist freilich nicht von der Verwaltung des Roten Kreuzes vorgesehen worden, sondern ist von der Sestriza geschaffen, und zwar nicht ohne Genialität, denn man wird zugeben müssen, daß es nicht leicht ist, ein Waschkleidchen und ein Kopftüchlein raffiniert auszugestalten. Dennoch hat Sestriza solches trotz Worth und Paquin fertig bekommen; freilich würde ihr schöpferischer Geist kläglich Fiasko erleiden, wenn sie in die besagten, mehr als schlicht gedachten Kleidungsstücke nicht ihr überaus reizvolles, puscheliges Persönchen stecken könnte, das schließlich auch im Aschenputtelgewande zur Geltung gelangen und seiner Inhaberin, wenn auch nicht einen Märchenprinzen, so doch einen weniger hochgestellten, aber unbedingt annehmbaren jungen Rittersmann zuführen würde.

Sestriza wäre eben nicht eine rechte Tochter der Altmutter Eva, wenn sie nicht noch ein Übriges täte, wenn sie das züchtige Kopftüchlein nicht in ein beträchtliches Bettlaken verwandelte, es in malerischen Falten um das rosige Fräzchen schlänge und die Zipfel des allen Verordnungen zum Trotz aus kostbarem Stoff bestehenden Über-Tüchleins so recht sieghaft durch die Lüfte wehen ließe. Was nun das Waschkleidchen anlangt, so kommt hier nichts auf den einfachen Stoff, sondern alles auf den Schnitt an, der das, was ein guter Himmel an rundlicher Pracht der Sestriza mitgegeben hat, so recht zur Geltung kommen läßt. Aber das wesentliche Requisite sind doch die durchbrochenen, spinnwebfeinen Strümpfe und die eleganten Stöckelschuhe, auf denen die Sestriza nicht nur über den Asphalt der städtischen Trottoire dahinwippt, sondern die sie auch allem gesunden Menschenverstande zum Trotz im Felde und in den Hospitälern trägt.

In dieser lasterhaft-züchtigen Tracht steckt nun das be-

sagte Weibsbildlein, rundlich und rosig, mit Pausbäckchen, Karpfenmäulchen, Stumpfnäschen und blanken Spazenaugen oder verträumten Guckerln, und man muß schon ein ganz verhärtetes Herz haben, wenn man dem wippenden und trippelnden Weibchen nicht mit Wohlgefallen nachschaut, wobei man, so ist nun einmal das Männerherz, am allerwenigsten an die heilige Mission dieser süßen Mädels denkt.

Ich wundere mich, Gott verzeih mir die Sünde, daß sich noch immer kein unternehmender Manager gefunden hat, der den Sestrizen-Typus für das Varieté ausnutzt. Das gäbe so etwas, wie die verflorenen Sisters Barrison. Vielleicht wäre die Nummer noch sündhafter... Doch ich will nicht lästern. Waren sie doch alle bei Kriegsbeginn ausgezogen voll heiligen Eifers und schöner Menschlichkeit, getrieben von jenem flammenden Impuls, der leider nur kurze Zeit vorhält, wie ein feiner Duft, von dem schließlich nur ein Bodensaß von Patchouli nachbleibt. Dem Impulse folgten Tausende und Abertausende von Frauen; man jubelte ihnen zu und feierte sie in der landesüblichen exaltierten Weise. Es wäre interessant, wenn statistisch nachgewiesen werden könnte, wie viele von den Sestrizen des Kriegsbegins bis zum Schlusse durchgehalten haben, doch muß man annehmen, daß eine derartige Statistik nie geliefert werden wird, denn einerseits ersticken die russischen Militärärzte ohnehin in Statistik, andererseits aber hätte sie allenfalls einen sittengeschichtlichen Wert, der den Fiskus wohl kühl lassen dürfte. Immerhin kann man nach Mitteilungen aus gut unterrichteten Quellen annehmen, daß der Bestand der Sestrizi sich während des Krieges ganz wesentlich verschoben hat, — während die einen gingen, kamen die anderen, kamen die gründlich durchgebildeten Schwester von Beruf, kamen auch die sogen. Kriegsschwester, die vielleicht einigen guten Willen, aber sehr wenig positive Kenntnisse mitbrachten.

Ganz zuerst verschwanden von der Bildfläche die hocharistokratischen Sestriçi, die bei Beginn des Krieges aus eigenen Mitteln ganze Sanitätszüge formierten und mit ihnen in die weite Welt und in die Freiheit hinausjogen. Was sich in diesen Sanitätszügen mit der mondänen Schwesterenschaft und den jungen, zumeist bildhübschen Ärzten alles zugetragen hat, das hat die Petersburger chronique scandaleuse sorgfältig registriert, es hätte daher keinen Zweck, sich in diese allzu menschlichen Dokumente zu vertiefen. Tatsache ist, daß diese Züge, die mit außerordentlichem Komfort, guten Weinen, viel Konfitüren, Blumen und Musikinstrumenten ausgestattet waren, über kurz oder lang in andere Hände übergingen, nachdem die den Zügen attachierten Berufsschwestern, die die ganze Arbeitslast zu tragen gehabt, das Weite gesucht hatten. Die mondänen Schwestern hatten die Verwundeten mit Konfekt gestopft, sie mit Blumen versehen und ihnen futuristische Dichtungen vorgelesen, — soweit sie nicht von ihrer Toilette, Picnicks mit dem ärztepersonal, musikalischen Unterhaltungen und ähnlichen Dingen in Anspruch genommen waren.

Zu dieser Kategorie gehörten auch die unzähligen Töchter und Gattinnen von höheren Offizieren und Administrationsbeamten, die die Schwestertracht anlegten, um ihren Angehörigen ins Feld folgen zu können und sich von der Provinzpresse wegen ihres Heroismus gebührend feiern ließen, wobei gewöhnlich der örtliche Polizeimeister den Ton angab und etwaigen begriffsstutzigen Redakteuren die Flötentöne beibrachte. Diese Damen begaben sich dann und wann in Begleitung junger und eleganter Beamten zu besonderen Aufträgen oder der väterlichen und eheherrlichen Adjutanten an die Front, wo sie in sicherer Deckung dem einen oder dem anderen Vaterlandsverteidiger einen Verband anlegten und dafür nach erfolgtem Rapport des diplomatisch begabten und auf sein Fortkommen bedachten Oberarztes mit der Georgsmedaille ausgezeichnet wurden,

die nun fortan am schwarz-orange Bändchen auf den erzellenzlichen Busen baumelte und den Gegenstand des aufrichtigen Neides der Damen bildete, die noch nicht zu der kriegsmäßigen Bijouterie gelangt waren.

Man sah diese Damen hoch zu Ross, oft im Männersitz, durch die Straßen sprengen, in Komitees den Vorsitz führen und in Hospitälern eine heillose Verwirrung anrichten. Ihre Taten sind der Nachwelt von gefälligen Zeitungsschreibern erhalten worden. Sie hätten ihr Unwesen wohl bis zum Schlusse des Krieges getrieben und es schließlich zu allen vier Klassen der Georgsmedaille gebracht, wenn die Revolution sie nicht weggefegt hätte.

Wenn diese Sestrizi den Kriegsschauplatz mit ganz besonderen Absichten aufgesucht hatten und nach Befriedigung ihrer Sehnsucht sich wieder auf das Petersburger Parkett zurückbegaben, so hielten Tausende anderer Frauen aus den guten Kreisen bei weitem länger stand, doch schließlich kam die Zeit, wo auch viele von diesen den ihnen lieb gewordenen Wirkungskreis aufgeben mußten.

Der Krieg bringt stets eine gewisse Lockerung der Sitten mit sich, und je länger er dauert, um so weiter und tiefer frißt diese Lockerung, bis sie schließlich, wo der Boden hierzu gegeben, in Zuchtlosigkeit und unverhüllte Bestialität ausartet. Unter solchen Umständen ist es verständlich, daß die Stellung junger Frauen in einer Armee sich ungemein schwierig gestaltet, und daß es seitens dieser Frauen großen Tactes und einer enormen moralischen Widerstandsfähigkeit bedarf, um den auf sie einstürmenden verhüllten und unverhüllten Werbungen aus dem Wege zu gehen und sich den entsittlichenden Einflüssen des Lagerlebens zu entziehen.

Das haben nun sehr viele Sestrizi nicht vermocht; sie sind den Lockungen, die an sie in den verschiedensten Gestalten herantraten, erlegen. Bei vielen von ihnen bedurfte es wohl auch keiner besonderen Verführungskünste, waren sie doch zum Heere gegangen, um dort ein freies und ein-

könnliches Leben zu führen. Ihre Erwartungen und Wünsche gingen nur zu bald in Erfüllung. Wer Abenteuer schlechtweg suchte, dem war in der Riesenanhäufung von Millionen jugendstarker und leichtlebiger Männer gar bald geholfen. Geld spielte ja keine Rolle, — man gab es mit vollen Händen aus, denn die einen wußten ja nicht, ob sie sich morgen des Lebens noch erfreuen würden, es hieß daher: *carpe diem*, während die anderen so enorm viel verdienten, daß einige Tausender, die man für eine vergnügte Episode hingab, durchaus nicht weiter in Betracht kamen, sie gehörten sozusagen zu den unvermeidlichen Spesen des Lagerlebens.

Hier sahen nun die Stubenmädels, Modistinnen und alle die berufslosen, lebenshungrigen jungen Weiber, die aus den großen Städten hinausgezogen waren in den Krieg, ihren Weizen blühen und genierten sich nicht: sie griffen mit beiden Händen zu und nahmen alles mit, was der überreich gedeckte Tisch bieten mochte.

Diese abenteuernden Sestriçi, die man bei einigem gutem Willen und entsprechender Auswahl der Kandidatinnen wohl von der Armee hätte fernhalten können, haben sich insofern als ungemein schädlich erwiesen, als sie den Ruf der Schwesternschaft bald völlig untergruben und die anständigen Schwestern zwangen, ihren Beruf zum Schaden des Heeres aufzugeben. Die Führung der Schwestern gestaltete sich allmählich in der Weise, daß fortan verschiedene Vorschriften über Kleidung, Besuch von Lokalen usw. erlassen werden mußten, ohne daß jedoch auf diese Art Wandel geschaffen werden konnte, denn gerade die Schwestern, die die meisten Anlässe zu berechtigten Klagen lieferten, erfreuten sich mächtigen Schutzes, der oft so stark war, daß die Ärzte sich alle Launen und Übergriffe der Weiblein gefallen lassen mußten, wenn sie nicht ihre Stellungen riskieren wollten.

Unter diesen Umständen war es gewiß nicht verwunder-

lich, daß der Schwesternberuf schließlich einen ganz spezifischen Beigeschmack erlangte, und daß nun fast alle anständigen Elemente, die noch durchgehalten hatten, dem Heere den Rücken wandten und sich entweder hinter die Front verstecken ließen, oder aber die Schwesterntracht ablegten.

Man wird sich natürlich hüten müssen, allen Sestrizi mit einer verallgemeinernden Verurteilung bitteres Unrecht zuzufügen, — wer hätte hierzu den Mut? — aber es kann nicht verschwiegen werden, daß neben der Schuld der Oberleitung des Sanitätswesens, die in den Händen des sehr unfähigen Prinzen von Oldenburg lag, ein gewisses Schuldmaß auch auf die Sestrizi selbst insofern entfällt, als sie es nicht verstanden haben, das Eindringen unliebsamer Elemente in ihre Mitte hintanzuhalten, oder sich gegen die Verseuchung der Schwesternschaft mit abenteuernden Personen zu wehren.

Die Quittung über die große Sündenrechnung der Sestriza lieferte die Revolution, die den Bestand der Schwesternschaft vollends lichtete, weil die Soldaten sich ausgesprochen feindselig zu den Schwestern stellten und ihnen das Leben schlechterdings unmöglich machten. Der gemeine Mann rächte sich nun für so manche Kränkung und Mißachtung, die ihm seitens der Schwestern widerfahren; er hielt ihr Pflichtverletzungen vor und sprach offen und zynisch über ihre intimen Angelegenheiten; er verweigerte ihr jede Dienstleistung, indem er darauf hinwies, daß auch sie unzählige Male den Dienst vernachlässigt habe, und daß sie vor allen Dingen nicht das Fräulein zu spielen und sich als Weib von Männern bedienen lassen dürfe, sondern selbst fest Hand anzulegen habe.

In den Hospitälern geschah also dasselbe, was im ganzen heiligen Rußland allenthalben vor sich ging, — das zu souveräner Macht gelangte Volk kehrte mit eisernem Besen allen Unrat aus, den ein verrottetes Regiment an allen Ecken und Enden aufgehäuft hatte. Daß bei diesem ge-

waltigen Kehraus, der sich in der Folge leider ins Frazenhafte verzerrte, auch so manches vollwertige Weizenkorn unter die Spreu geriet, ließ sich nicht vermeiden.

Die Verhältnisse spitzten sich schließlich derart zu, daß eine weitere Flucht der Sestrizi von der Front stattfand, denn das Benehmen der Soldaten und des niederen Sanitätspersonals nahm nachgerade Formen an, die selbst den aus dem Volke stammenden Schwestern, die die Worte nicht auf die Goldwage zu legen pflegten, das fernere Verbleiben unmöglich machten. Es blieben nur noch die Märtyrerinnen ihres Berufs, die alle Äußerungen der demokratischen Stimmung, die in breiter Welle über das Land flutete, geduldig und selbstlos über sich ergehen ließen. Diese Frauen, die sich durch das pöbelhafte Gebaren einer aus Rand und Band geratenen Soldateska nicht beirren ließen und unentwegt ihrer Pflicht nachgingen, dürfen wohl zu den besten ihres Volkes und Geschlechts gezählt werden. Sie haben das vielfach besleckte Kleid der barmherzigen Schwester wieder zu hohen Ehren gebracht.

Die Einnahme von Riga

Die den örtlichen Zeitungen vom Stabe der XII. Armee zugestellten, oder von ihm inspirierten Nachrichten über die Lage an der Rigaschen Front deuteten in immer bestimmterer Form an, daß die Deutschen an dieser Front größere Truppenmassen konzentrierten und sich allem Anschein nach zu einer umfangreichen Aktion rüsteten. Schließlich verdichteten sich diese Nachrichten und Meldungen zu einem Communiqué des Kommandierenden der XII. Armee, Generals Parski, in dem die Situation als bedrohlich geschildert wurde; man hatte schon vorher den Brückenkopf bei Ürküll, der bisher tapfer und mit fortlaufenden Verlusten gehalten worden war, aufgegeben, und nun war nach dem obenerwähnten Communiqué Parskis die Räumung Kemmerns erfolgt, die dadurch motiviert wurde, daß man die Frontlinie ausrichten wolle.

Die erwähnte Kundgebung führte dazu, daß die Residenzpresse Lärm zu schlagen begann, indem sie darauf hinwies, daß die Bedrohung Rigas seitens des Feindes gleichzeitig die Bedrohung der Residenz in sich schließe; an die Betrachtungen über die strategische Lage schlossen sich dann die üblichen Mahnungen an die revolutionäre Armee. Es war unverkennbar, daß in Petersburg starke Erregung herrschte. Trotzdem legte man allen diesen Nachrichten, Gerüchten und Auslassungen in Riga selbst keine sonderliche Bedeutung bei, denn man hielt die warnenden Stimmen für nichts anderes, als für eines der schon wiederholt vorgenommenen Manöver,

um die Verhältnisse in der immer tiefer in den Zustand absoluter Anarchie geratenen Armee zu sanieren, zudem war man mit den Wahlen in die Stadtverordnetenversammlung beschäftigt, die die Aufmerksamkeit der Bevölkerung in hohem Maße fesselten, denn es sollte sich nun entscheiden, ob die Verwaltung Alt-Rigas restlos an das Proletariat, das jedes Maß für die Realitäten verloren hatte, geraten und damit als kulturelles Zentrum dem Untergange geweiht sein sollte, oder ob es der Ordnungspartei gelingen würde, sich wenigstens einen Bruchteil von Einfluß zu sichern. Die Wahlen ergaben, wie man weiß, ein nach Maßgabe der Verhältnisse günstiges Resultat, indem es der deutschen Partei, die bemerkenswert geschlossen an die Urnen ging, gelang, sich an 22 Sitze zu sichern, während die sozialistischen Gruppen, wie das nicht anders zu erwarten war, aus dem Kampfe mit der absoluten Majorität hervorgingen. Unter solchen Umständen ist es wohl verständlich, daß die kommunalen Interessen in den Vordergrund traten und man den Kriegsangelegenheiten zeitweilig nur beschränktes Interesse widmete.

Man hatte sich, wie gesagt, an die Warnungen und die Kriegsschreie nicht nur gewöhnt, sondern man war gegen sie allmählich völlig abgestumpft, denn einerseits wußte man, daß sie doch zu nichts führen würden, da der russischen Armee weder die Allokutionen des schaumschlagenden Schwäzers Kerenski, noch auch die Pronunziamentos des Petersburger Soldatenrates, sondern nur noch eine von einem eisernen Willen gelenkte eiserne und gnadenlose Faust helfen konnte, wenn ihr überhaupt noch zu helfen war.

Das Manöver mit der bedrohten Residenz war erheblich abgeschlossen und bei der Armee nichts weniger als zugkräftig. Hatte doch schon Gutschkow als Kriegsminister versucht, die aus dem Leim geratene Armee dadurch zusammenzuhalten, daß er den Teufel an die Tore der Residenz gemalt hatte. Seither spukte er noch immer in der Presse

herum und er gehörte bereits sozusagen zu ihrem eisernen Inventar, das man immer wieder hervorholte, wenn die revolutionäre Armee sich gar zu absurd zu gebärden begann.

Zu alledem kam dann noch, daß das vorher erwähnte Communiqué des Generals Parski vom Rigaschen Soldatenrate, dem „Iskosol“, nach wenigen Tagen in aller Form widerlegt wurde. Während der kommandierende General die Lage als sehr ernst geschildert hatte, erklärte der von jungen jüdischen Juristen geleitete „Iskosol“, daß die Lage zu keinerlei Befürchtungen Anlaß gebe. Wo die Wahrheit lag, war um so schwerer zu ergründen, als niemand wußte, wer die Armee kommandierte, General Parski, oder der „Iskosol“ in der Person seines ausführenden Komitees.

Unter diesen Umständen darf es nicht verwundern, daß man den Unkenrufen auch dann nicht recht glaubte, als es plötzlich hieß, daß verschiedene Militärinstitutionen den Befehl erhalten hätten, Riga zu verlassen, und diese in der Tat packten und abzogen, — wie es sich erwies, ins Blaue hinein, denn nach einigen Tagen erfuhr man, daß verschiedene dieser Institutionen weder in Wenden, noch in Walk oder Dorpat Unterkunft gefunden hatten, sondern gezwungen waren, in Waggons zu kampieren. Es hieß sogar, daß sie demnächst wieder zurückkehren würden. Man wußte eben, daß die russische Heeresverwaltung mit Evakuationen mitunter sehr rasch bei der Hand gewesen war, wie etwa gerade in Riga im Jahre 1915, als man die gesamte Industrie, die Glocken und die Denkmäler der Stadt evakuiert hatte, nur weil die Deutschen Olai erreicht hatten, ohne daß man ihr weiteres Vordringen hätte erwarten dürfen.

Das Leben in der Stadt ging daher trotz aller umlaufenden Gerüchte seinen gewohnten Gang, und wenn man den einen oder den anderen Stabsoffizier befragte, wie die Situation sich gestalte, dann erhielt man zuversichtliche Antworten, die im allgemeinen dahin gingen, daß es sich offenbar lediglich um eine groß angelegte Demonstration der

Deutschen, die jedoch im Süden vollauf beschäftigt seien und kaum größere Truppenmassen an die Rigasche Front werfen könnten, handle. Da keine Anzeichen dafür vorlagen, daß der Stab der XII. Armee besondere Maßnahmen zur Abwehr eines möglichen deutschen Angriffes getroffen hätte, so ist man wohl berechtigt anzunehmen, daß sowohl Parski, wie auch der Kommandierende der Nordfront Klembowski, die Situation nicht überschaut und die Gefahr erst dann erkannt hatten, als es schon zu spät und die entartete russische Soldateska bereits eine Beute panischen Schreckens geworden war. Diese Annahme wird dadurch befestigt, daß der Abzug der russischen Truppen aus Riga und von der nächstgelegenen Front zuletzt den Charakter einer unregelmäßigen Flucht annahm, daß in Riga und in der nächsten Umgebung große Vorräte von Nahrungsmitteln und Kriegsbedarf zurückblieben und nur zum Teil vernichtet werden konnten. Am Sonnabend, den 1. September, fühlte man sich trotz des beginnenden Bombardements der Stadt noch so sicher, daß in den Theatern Vorstellungen stattfanden.

Das Krachen der ersten deutschen Granaten hatte freilich das Oberkommando veranlaßt, die Reservetruppen und die Trains landeinwärts zu beordern, — sie waren am Sonnabend Abend in großer Eile abgezogen.

Die ersten deutschen Granaten waren in Schreienbusch und in der Moskauer Vorstadt gefallen und hatten nicht nur Sachschaden verursacht, sondern auch einige Menschenleben gekostet. Es dauerte nicht lange, da krepitierten einige Granaten in der Petersburger Vorstadt; aus der Richtung, die die Geschosse nahmen, konnte man schließen, daß sie dem Dünaburger Bahnhof gegolten hatten und das Ziel entweder überflogen oder nicht erreicht hatten.

So nahe hatten wir den Krieg denn doch noch nicht gehabt. Das war etwas ganz anderes, als selbst das gewaltige Trommelfeuer, das Kuropatkin zu Anfang Juli 1916 an der Rigaschen Front hatte entwickeln lassen und

das im Laufe von 36 Stunden die alte Dünastadt in ihren Grundfesten hatte erzittern lassen. Nun erst bekamen wir in eindringlicher Weise einen Eindruck von den Schrecken des Krieges, sozusagen eine demonstratio ad oculos, denn bald waren einige Gebäude beschädigt und andere in Brand geschossen worden, so daß die Feuerwehr mehrfach ausrücken mußte.

Trotzdem ließen die Leute sich vorläufig in ihren Geschäften nicht allzusehr stören; bei Erkundigungen im Stabe erhielt man noch immer den Bescheid, daß die Lage sich allerdings ernst gestalte, daß jedoch von einer ernstlichen Gefährdung weder der Front noch auch der Stadt die Rede sein könne. Immerhin beschleunigten nun zahlreiche militärische und sonstige Institutionen und Organisationen ihre Abreise, gleichzeitig begannen gegen Abend Telegraphen- und Telephonparks, Automobilrotten, militärtechnische Organisationen usw. zum Aufbruch zu rüsten. Der Bahnhof war von Zivilisten und Beamten überfüllt, die Züge besetzt bis zum äußersten.

Im Laufe der Nacht auf Sonntag rollten die Trains mit dumpfem Gepolter durch die Straßen. Man hörte den Gesang abziehender Truppen, die vom linken Dünaufer kamen und absonderlicherweise nicht nur mit Gesang, sondern zum Teil auch mit klingendem Spiel und den wehenden roten Fesen abzogen, die die Revolution an Stelle der alten, ruhmbedeckten russischen Fahnen gesetzt hat.

Währenddessen dauerte das Bombardement fort. In der Stille der Nacht erschienen die Detonationen noch lauter als am Tage. Wie stets in solchen Fällen schwirrten bald die übertriebensten Gerüchte über die verursachten Beschädigungen, die sich in der Folge als relativ klein erwiesen, durch die Stadt und riefen eine verständliche überaus nervöse Stimmung hervor. Man fühlte, daß es nun ernst wurde, daß man unmittelbar vor einer Entscheidung stand. Vorläufig hatte man mit dem Bombardement zu rechnen, — wußte man doch nicht, wohin die Geschosse im nächsten

Augenblick die Richtung nehmen könnten, wie lange die Beschießung dauern und wie intensiv sie sein würde. — Man mußte voraussetzen, daß die Stadt erst nach energischem Widerstande aufgegeben werden würde, — das war ja wiederholt und in der bestimmtesten Form proklamiert worden und schien um so wahrscheinlicher, als die Front mit Leuten, Geschossen und anderem Bedarf mehr als ausreichend ausgestattet war. Freilich konnte niemand mit Zuversicht sagen, wie weit die Widerstandsfähigkeit der entarteten Soldaten reichen würde, — doch wußte man, daß die Truppen zur Verteidigung ihrer Positionen bereit waren, während sie mehrfach erklärt hatten, daß sie für einen Angriff nicht mehr zu haben seien.

Am Sonntage, dem 2. September, brachten die lettischen Blätter, sowie das Organ des Soldatenrates der XII. Armee, „Riškī Front“ lakonische Nachrichten über die Vorgänge in der Stadt, sowie an der Front.

In einem vom Stabe inspirierten Artikel der „Rišk. Utro“ hieß es, daß der Feind bei Īrkūll nach energischer Beschießung mit Gasbomben und Trommelfeuer die russischen Truppen zurückgedrängt und mit nicht unbeträchtlichen Truppenmassen die Düna forciert habe. An der ganzen Front werde ein starker Druck ausgeübt, die feindliche Artillerie beschieße den Dünaburger Bahnhof, habe einige Gebäude zerstört, und es seien auch Menschenopfer zu beklagen. Im übrigen könne die Lagenicht als katastrophal bezeichnet werden.

Wenn aus dieser Epistel mit aller Deutlichkeit hervorging, daß die Lage zum mindesten außerordentlich ernst geworden war, so stießen die Leute vom „Riškī Front“ mächtig ins Horn, indem sie einen Aufruf an die „Kameraden der revolutionären XII. Armee“ richteten, in dem sie diese aufforderten, die Revolution und die gesamte russische Demokratie gegen die Eroberungsgelüste des deutschen Kaisers und „seiner Horden“ zu schützen. „Die russische Revolution ist in Gefahr,“ hieß es im üblichen bombastischen Stil wei-

ter, „das Vaterland ist bedroht. Aller Augen richten sich auf uns, wir werden unsere Pflicht tun und die Heimat Erde Zoll um Zoll verteidigen.“

An anderer Stelle wurde mitgeteilt, daß am Nachmittage ein Extrablatt herausgegeben werden würde. Dieses erschien jedoch nicht, die Leute vom „Iskosol“ verzichteten auf weitere fulminante Expektorationen, sie hatten am Sonntagnachmittag bereits das Weite gesucht, während General Parsfi mit seinem Stabe gegen Mitternacht desselben Tages die Stadt verlassen haben soll.

Während der Nacht zogen die Truppen in unübersehbarem Strom durch die Stadt landeinwärts. Das Rasseln der Trainkarren hörte keinen Augenblick auf. Da jagte Feldartillerie durch die Straßen, daß die Funken stoben, hier wurden Horden vorwärts gepeitscht, rumpelten Feldküchen und vielfach mit wertlosem Gerümpel hochbeladene Karren dumpf dröhnend über das Pflaster. Die mit mächtigem Schalle pläzenden deutschen Granaten setzten die Glanzlichter in dieses wirre und wüste Tonbild. Der letzte Satz der Symphonie der Rigaschen Front klang in grellen Dissonanzen aus.

Als der Morgen graute, begann das abziehende Fußvolk zu plündern. Man hatte sich zunächst an die ärmlichen Buden des Dünemarktes gemacht und diese zum Teil geleert, zum Teil verwüstet und in Brand gesteckt. Von hier aus breiteten sich dann die Wellen der Plünderung in konzentrischen Kreisen über die ganze Stadt und verliefen sich erst an der Peripherie. Auch die an den Rückzugsstraßen liegenden Güter und Siedelungen sind von der plündernden Soldateska schwer heimgesucht worden.

Über die Plünderungen sind nachher in der russischen Presse ungeheuerlich übertriebene Berichte veröffentlicht worden; den Vogel hat in dieser Beziehung das Moskaische Sensationsblatt „Ruškoje Slowo“ abgeschossen, indem es unter der Spitzmarke „Bartholomäusnacht“ in seiner Num-

mer vom 11. September 1917 nachstehenden Bericht in die Welt setzte:

„In der Nacht auf den 3. September, als es klar geworden war, daß die Stadt in den nächsten Stunden verlassen werden mußte, wurde in Riga ein furchtbares Blutbad unter den Deutschen angerichtet. Um 10 Uhr abends begannen die Plünderungen durch Deserteure und Marodeure. Als 2 Uhr nachts die letzten Truppen über die Düna durch die Stadt zurückfluteten, verbreitete sich das Gerücht, daß die in der Stadt zurückgebliebenen Deutschen auf die durchziehenden Truppen zu schießen beabsichtigten. Vielleicht entsprach dieses Gerücht der Wirklichkeit. Wie dem auch sei, es bewirkte, daß in den eleganten deutschen Stadtteilen an der Elisabeth- und Schützenstraße der immer lauter werdende Ton klirrender Fensterscheiben, das Krachen ausgebrochener Türen, unmenschliche Schreie des Hasses, Einzelschüsse, sowie Salven zu hören waren. Die Plünderungen gingen schnell in ein Gemetzel der Bevölkerung auf nationaler Grundlage über. Die Hälfte der mordenden Menge bestand aus Letten, meist Zivilisten und Matrosen, die die Jahrhunderte alten Leiden nicht vergessen hatten, die ihnen von den Deutschen zugefügt waren. Der Kampf artete in eine Vernichtung aller Deutschen, deren man habhaft werden konnte, aus. Nach den Erzählungen von Flüchtlingen wurde ein großer Teil der Deutschen Rigas erschlagen; weder Frauen noch Kinder wurden geschont.“

Diese Nachricht des smarten, aber außerordentlich wenig zuverlässigen Moskauer Blattes gebe ich nach einer Mitteilung der „Täglichen Rundschau“ wieder, die die Vermutung ausspricht, der Artikel sei verfaßt worden, um die Letten und Esten in den noch nicht besetzten baltischen Gebieten gegen die deutsch-baltische Bevölkerung aufzuheizen. Das dürfte kaum zutreffen, denn einerseits ist die „Rußkoje Slowo“ in baltischen Landen so gut wie unbekannt, andererseits aber ist es für den Kenner der Verhältnisse klar er-

sichtlich, daß der auf der Flucht begriffene Vertreter der „Rußkoje Slowo“ vermutlich von lettischen Flüchtlingen insofern düpiert worden ist, als diese das für vollzogene Tatsache ausgaben, was nur unausgeführter Plan bleiben mußte. Der Vertreter der „Rußkoje Slowo“ hatte gewiß keinerlei Bestreben, die Wahrheit der ihm gewordenen Mitteilungen nachzuprüfen, denn es bot sich ihm nun endlich die langersehnte Gelegenheit zu einem Bombentelegramm, das er vom Stapel ließ, ohne zu bedenken, daß seine Tatarennachricht unzählige Balten im Innern des Reiches in Trauer versehen mußte.

Wie wir weiter sehen werden, hatten sich die Dinge in Riga nicht einmal annähernd so tragisch entwickelt, wie die „Rußkoje Slowo“ sie ausmalt. Daß sie sich tatsächlich in dieser Weise hätten gestalten können, wenn die deutschen Truppen nicht rechtzeitig erschienen wären, unterliegt freilich kaum einem Zweifel.

Am Morgen des 3. September verließen die wenigen letzten noch in der Stadt befindlichen Truppen fluchtartig ihre Quartiere, es blieben nur Nachzügler und Kosaken, die den Rückzug überwachen sollten, zurück. Als ich um 1/28 Uhr das Haus verließ, um mich in die innere Stadt zu begeben, da geriet ich auf dem Tottlebenboulevard mitten in den Wirbel der letzten aus den Tranchéen kommenden Mannschaften, die mit ihrem Train in der Richtung zum Güterbahnhof zogen und verwildert und übermüdet dreinschauten. Man sah unter ihnen zahlreiche Verwundete und Marode.

Während ich mir Gedanken darüber machte, daß auch diese Truppen, wie das in der russischen Armee überhaupt Sitte ist, den unglaublichsten Plunder auf ihren Karren mitschleppten, — es ist ja fiskalisches Eigentum, und solches verbrennt bekanntlich weder im Feuer, noch ertrinkt es im Wasser — fiel mein Blick zufällig auf einen der müde

dahertrottenden, unglaublich schmutzigen und verräucherten „Borodatschi“, der allem Anscheine nach von dem Anblicke meiner Uhrkette magisch gefesselt wurde. Eine unheimliche Ahnung dämmerte in mir auf — ich beschleunigte meine Schritte, um aus der mir wirr entgegenströmenden Menschenflut zu gelangen und die freie Straßenseite zu gewinnen, aber das wollte mir nicht gelingen, die Menge drängte dicht geteilt vorwärts. Ich faßte nun an einem der Allee-bäume Posto und redete den nächsten vorübergehenden Soldaten, dessen gutmütige Neufundländeraugen Vertrauen einflößten, an, indem ich ihm eine Zigarre entgegenstreckte. Der Mann schaute die Zigarre mißtrauisch an, — eine Papiros wäre ihm gewiß willkommener gewesen, aber schließlich steckte er das Rauchkraut bis zur Hälfte in den Mund und setzte es in Brand. Während wir einige Worte über woher und wohin wechselten, wurde der Strom um uns dünner und ich konnte nun auf die andere Seite der Straße hinüber und mich seitwärts in die Büsche schlagen, d. h. den Weg durch die Anlagen wählen. Ich durfte erleichtert aufatmen, denn es schien mir wahrscheinlich, daß die Kerle mich ausgeraubt hätten, wenn ich noch länger in ihrer Mitte geblieben wäre.

Daß ich diesem Schicksale nicht entgangen wäre, davon konnte ich mich wenige Minuten später überzeugen. An der Ecke der Jakob- und Turmstraße hielten einige Kosaken; als ich wenige Schritte von ihnen entfernt war, sah ich die Leute sich beraten, dann waren sie plötzlich von ihren Pferden, ich sah ihre Säbel blißen, hörte Glas splintern und im nächsten Augenblick waren sie in einem Laden für elektrisches Zubehör verschwunden, — sie hatten mit ihren Säbeln die Schaufenster zerschmettert und sich auf diese Weise Eingang in den Laden verschafft. Ein Mann, vielleicht ein Hausknecht oder ein Passant, der einige Worte an den bei den Pferden gebliebenen Mann richtete, stürzte von einem Säbelhieb getroffen schreiend zur Erde. Im

nächsten Augenblick kam eine Abteilung Kosaken mit zwei Offizieren an der Spitze die Straße heruntergeritten, — die Offiziere warfen einen gleichgültigen Blick auf die Verwüstung, während die Mannschaften sich verständnisinnig grinsend anschauten.

In der Sandstraße klirrten ringsum die Schaufenster unter den Hieben plündernder Soldaten; in der Hauptsache waren es Kosaken, die hier ein neues Blatt der umfangreichen Geschichte ihrer Räubereien beschrieben, doch fehlte es natürlich nicht an zahlreichen Vertretern anderer Waffengattungen. Die Soldaten bildeten den Kern, dem der Kometenschweif von Weibern, Bassermannschen Gestalten und halbwüchsigem Bengeln nachzog. Die Banditen hatten sich bald eine gewisse Technik der Zerstörung ausgearbeitet: die Soldaten zerschmetterten die Ladentüren und Schaufenster mit Säbeln, Kolbenschlägen oder mit den abgerissenen Holzläden. Dann drangen sie in den erbrochenen Laden, zerbrachen die Schränke und sonstigen Behältnisse und verteilten die Waren. Was nicht fortgebracht wurde, wurde zersezt, zerstampft und durcheinandergeworfen. Gewöhnlich war die „Arbeit“ in einem Laden in einer halben Stunde erledigt, dann zog man weiter zu neuen Taten.

Die ganze innere Stadt mit ihren reichen Läden schien von einer Horde heulender, sich wüßt beschimpfender Teufel erfüllt. Die Straßen waren von Papierseken, Packkistchen, Futteralen aller Art, Glasscherben, Konservenbüchsen und leeren Flaschen angefüllt. Man hörte unablässig das Splitteln der Rolläden, der Türen, der Scheiben, dann und wann einen Schuß, dazwischen betrunkenes Johlen oder den Schmerzensschrei eines Verwundeten.

Unsichtbare Hände schleuderten aus dem Inneren der Läden Schmucksachen, silberne Löffel, Juwelen, Pelzwerk, ganze Ballen Stoffe, Puß, Bücher, Kleider, Wollenwaren, Konservenbüchsen, Tabak, Käschereien und tausend andere Dinge.

„Nehmt!“ brüllten die Kosaken, und immer wieder flogen die Waren auf die Straße, wo sie vom Volke gierig aufgerafft und nach Hause geschleppt wurden. Es entwickelten sich Bilder, wie Goya sie in seinen *Desastros de la guerra* geschildert hat. Da sah man einen Kosaken, der vor einem ausgeraubten Parfümerieladen Eau de Cologne oder Haarwasser trank und je nach den Umständen entweder enttäuscht ausspie oder aber zusammensackte und sinnlos betrunken weiter taumelte, bis er liegen blieb. Andere schleppten ganze Berge von Konservenbüchsen, dann erfaßte sie die Bier, sie warfen ihre Last fort, holten das Messer hervor, mit dem sie die eine und die andere Büchse öffneten und den Inhalt verschlangen.

Man sah Kosaken und andere Soldaten, die sich die Tasche voll Gold und Juwelen stopften, oder sich mit Zeugballen beluden, die sie aber fortwarfen, um sich an der Plünderung eines Tabaksladens zu beteiligen.

Man wurde zum Zeugen abstoßender und schaurig-burlesker Bilder. Da rast ein Soldat daher, der sich geschnitten und sein Gesicht mit Blut besudelt hat. Er hat sich einen Zylinderhut auf den Kopf gestülpt und schwenkt in der Hand ein Bündel Damenwäsche. Megären umwickeln sich den Leib mit Stoffen und drapieren sich mit Bettdecken und Tischtüchern. Kerle und Weiber keuchen unter der Last praller Säcke; — sie verschwinden und kehren mit leeren Säcken wieder. Sie feuern die Soldaten an, sie kreischen und heulen, sie raffen und greifen alles, was in den Bereich ihrer Hände gelangt. Während sie ihre Säcke vollstopfen, schlingen sie schmazend geraubte Delikatessen und gießen wahllos Fruchtwürmer, Parfümerien und alles, was in Flaschen aufbewahrt wird, in ihre Gurgeln.

Die Kerle interessieren sich in erster Linie für die Ladentassen; man sieht geübte Praktiker, die die Schlösser im Handumdrehen sprengen. Sie rauben weniger, als daß sie zerstören. Sie arbeiten im Schweiß ihres Angeichts nicht

nur als Plünderer und Zerstörer, sondern als Vertreter einer gewissen Klasse, die ihren großen Tag feiert.

Da standen wir nun hilflos mitten drin in dem Ereignisse, das wir seit Monaten befürchtet hatten und das doch überraschend gekommen war. Daß die russischen Soldaten plünderten, darüber wunderte sich füglich niemand, man bedauerte nur, daß die Ereignisse um Riga sich so rasch abgewickelt hatten, daß man keine Zeit gehabt hatte, sich vorzusehen und sein Eigentum zu sichern. Von einer Armee, die von der Revolution bis zu einem Grade entartet war, daß man schließlich nicht mehr von Soldaten, sondern nur noch von einem zuchtlosen, bewaffneten Haufen sprechen konnte, konnte man schlechterdings nichts anderes erwarten, als die wilden Ausschreitungen, die sie sich überall dort hat zuschulden kommen lassen, wo sie sich hatte zurückziehen müssen.

Und wenn man gerecht sein will, so wird man alle Schuld nicht der Revolution, die so sonderbare Blasen geworfen hat, zuschieben können, sondern man wird zugeben müssen, daß die Manneszucht nicht erst dann über Bord geworfen worden ist, als die russischen Truppen den roten Fexen der Revolution folgten, sondern als an ihrer Spitze noch die kaiserlichen Fahnen wehten. Wenn die kaiserliche Regierung Gesetz und Recht mit Füßen getreten und auf Schritt und Tritt das Recht fremden Eigentums gröblich verletzt hatte, so konnte man vom gemeinen Mann mit seinen überaus primitiven Eigentumsbegriffen kaum etwas anderes erwarten, als was er zuwege gebracht hat.

Das Vorgehen russischer Generale und Offiziere, die ohne weiteres reichsdeutsches Eigentum annektierten und es nicht nur in zeitweilige Benutzung nahmen, sondern es, wenn sie seiner nicht mehr bedurften, verkauften, die auch das Eigentum der eigenen Untertanen in tausend Fällen antasteten, ohne daß den Eignern Ersatz oder Entschädigung geleistet worden wäre, ist nicht geeignet gewesen, den Mannschaften Respekt vor fremdem Eigentum einzulösen oder diesen Re-

spekt, wo er doch vorhanden war, zu festigen. Man muß sich nur vergegenwärtigen, was im Kriegsgebiete an privatem Eigentum mutwillig oder ohne zwingende Veranlassung, nur aus Nachlässigkeit und aus Zerstörungstrieb, beschädigt und vernichtet worden ist, ohne daß die vorgesezten Behörden auch nur den Versuch gemacht hätten, dem barbarischen Treiben der Soldaten Einhalt zu gebieten. Wie sehen die kleinen Städte, die Güter, Siedelungen, wie sieht der Rigasche Strand aus, der in einen wüsten Trümmerhaufen verwandelt worden ist, ohne daß in diesem Bezirk je ein feindliches Geschöß gefallen wäre! Wie sehen zahllose Häuser der Stadt aus, in denen Soldaten gelebt haben oder in denen militärische Institutionen sich befunden haben! Man könnte glauben, daß hier Hunnen gehaust hätten.

Im Vergleich zu diesen Schäden, die unter den Augen der vorgesezten kaiserlichen und revolutionären Behörden sozusagen auf durchaus legaler Grundlage verursacht worden sind, kommen die Zerstörungen der Marodeure kaum in Betracht.

Alle diese Dinge mußten natürlich nicht nur zur Verwilderung der Mannschaften und zur Loöderung der Manneszucht beitragen, sondern sie bildeten auch die Keime, aus denen die Saat der Räuberei sich üppig entwickelte und so fürchtbare Frucht trug. Diese Keime hat aber nicht etwa die russische Revolution in das Heer getragen, sondern sie bildeten sich bereits zur Zeit der zarischen Regierung auf dem Boden der Recht- und Gesetzlosigkeit, die die Herrschaft der Romanows von jeher gekennzeichnet hat und die dazu geführt hat, daß der Russe von keinerlei Eigentumsfrupel belastet ist.

Man darf nicht vergessen, daß bereits unter der zarischen Regierung Desertion, Diebstahl, Raub und Mord in der Armee immer weiter um sich gegriffen hatten. Freilich durfte damals über diese Dinge nicht geredet werden, — dafür sorgte zum Schaden der russischen Armee und der Bevölkerung die russische Kriegszensur. Die „große russische Revo-

lution“ löste die Manneszucht vollständig auf; sie verwandelte das Heer in eine Bande politisierender, schwächender, nichtstuerischer Tagediebe, die sich die Zeit mit Kartenspiel, Saufgelagen, Bällen, Diebstahl, Raub, Mord und Vergewaltigungen vertrieben. Das „souveräne Volk“ ließ seinen Instinkten die Zügel schießen, denn wer konnte ihm wehren? Jedenfalls nicht die in elender Abhängigkeit von den Soldatenkomitees stehenden Kommandostellen oder diese Komitees, die die Soldaten nicht leiteten, sondern bemüht waren, ihnen in jeder Weise zu Willen zu sein.

Der räuberische Haufe wälzte sich in Hunderten von Trupps zur Vorstadt vorwärts, um dort sein graufiges Werk fortzusetzen. Man plündert einen Wäscheladen; die Soldaten schleudern die Kästen auf die Straße, dann wird ihnen das Geschäft langweilig, — sie stürmen einen Blumenladen, wo alles zertrümmert und zertreten wird; im Vorübergehen fliegt eine Handgranate in eine Privatwohnung; man zertrümmert die Schauläden einer Buchhandlung, die Raublust scheint dem bestialischen Zerstörungstrieb zu unterliegen. Das dünkt den treibenden Kräften der Räuberei unvorteilhaft, — sie weisen den Soldaten die Wege: „Da gibt es reiche Beute, Brüder! Hurra! Hurra!“ Man eilt weiter, man zerstört und raubt weiter.

In der Vorstadt macht man saubere Arbeit, — an den Hauptstraßen bleibt fast kein einziger Laden erhalten, sie bilden eine ununterbrochene Kette von Trümmerfeldern. Warum macht man gerade hier saubere Arbeit, während in der inneren Stadt, wo weit reichere Beute lockte, die weit aus meisten Läden verschont geblieben sind? Weil in der inneren Stadt die treibenden Kräfte fehlten, oder doch nur in geringer Anzahl vertreten waren. In der Vorstadt waren sie reichlich vorhanden, die Frauen in Tüchern, die unter der Last des Geraubten beinahe zusammenbrachen, die südländisch aussehenden halbwüchsigen Bengel in Gymnastien- und Studentenmützen, die Kerle vom Typus jener Tage-

diebe, die zeitweilig als Wächter der öffentlichen Ordnung funktioniert hatten. Diese Bengel, die man früher auf Meetings und bei ähnlichen Gelegenheiten gesehen hatte, sowie die Kerle vom Milizionärtypus bildeten, wie ich zu beobachten Gelegenheit gehabt habe und wie das von vielen einwandfreien Zeugen erhärtet wird, die Führer der Soldaten, denen sie die Läden zeigten, aus denen reiche Beute zu erhoffen war. Die Soldaten folgten willig den Weisungen, und wenn sie nachlassen wollten, dann wurden sie von den Kerlen und den Weibern zu neuen Taten angefeuert.

Wenn der Abhub der zerfallenden, aus Rand und Band geratenen russischen Armee die Hand nach fremdem Eigentum ausstreckte, so ist das bis zu einem gewissen Grade begreiflich, denn es handelt sich um Leute, bei denen Rechts- und Eigentumsbegriffe nur andeutungsweise vorhanden sind und die durch das Leben im Felde stark verwildert waren. Mit einem weit schärferen Maße sind dagegen die Ausschreitungen des Teiles der Bevölkerung der Stadt, die sich an den Plünderungen als treibende Kraft beteiligten, zu messen. Es handelte sich hierbei nicht nur um jene Schicht, die man als „Pöbel“ bezeichnet, sondern auch um die Vertreter sozial höherstehender Klassen, um Arbeiter und kleine Handwerker, um Schüler von Mittel- und Hochschulen, die dem Wahnwitz der anarchistischen Lehren verfallen, nun ihr Mütchen an den verhaßten „Bourgeois“ fühlen durften.

Man darf wohl annehmen, daß die Soldaten am wenigsten mitgenommen haben, denn wohin sollten sie mit den geraubten Gegenständen? Freilich sah man hin und wieder Soldaten, insbesondere Kosaken, mit dem Raube schachern, aber die weitaus meisten sind weniger betriebsam gewesen und werden sich mit einigen Konservenbüchsen, einigen Flaschen Eau de Cologne, einem Wurstzipfel, einigen Paketen Zigarren usw. begnügt haben. Der Löwenanteil des Raubes ist unzweifelhaft in die Wohnungen des Proletariats gedrungen,

das auf diese Weise sein Mütchen an der besitzenden Klasse fühlen und sich gleichzeitig auf bequeme Weise bereichern konnte. Einiges hat freilich auch andere Wege genommen. Die Plünderer waren nicht immer imstande, die Waren, die aus den Läden geworfen wurden, fortzuschleppen, — vieles blieb liegen, und da geschah es denn, daß so manches von sehr gut gekleideten Frauen und Männern aufgelesen und fortgebracht wurde. Nehmen wir an, daß das unter der Suggestion des Augenblicks geschehen ist — man sah brauchbare oder gar kostbare Gegenstände herrenlos auf der Straße liegen und nahm sie an sich, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, daß man eine Ungesetzlichkeit beging und — marodierte.

Da hatten wir also die Bestätigung der erschütternden Vorgänge in Kalusz und Tarnopol; nein, doch nicht in vollem Umfange, denn die furchtbaren Vergehungen gegen Frauen und Mädchen, die sich russische Soldaten in jenen Städten hatten zuschulden kommen lassen, sind hier, soweit mir bekannt geworden, nicht beobachtet worden. Während meiner Streifereien durch die Stadt ist mir nichts derartiges aufgefallen, währenddessen begaben sich gerade Hunderte von Frauen zu dieser Zeit auf den Markt und in die Läden, um einzukaufen, — sie hatten ja keine Ahnung davon gehabt, wie es auf den Straßen aussah.

Die Plünderungen wären gewiß weiter ausgedehnt worden, wenn sich das Bombardement nicht verstärkt und in das Donnern der Granaten sich nicht das Krachen der Sprengungen gemischt hätte. Das mag die Banditen zur Eile gemahnt haben. Der letzte Eindruck, den ich von den abziehenden Plünderern mit mir nahm, bestand darin, daß ein Kosak mit dem Säbel in der Faust mich auf der Elisabethstraße anhielt und Geld verlangte. Einige Rubel, die ich in der Westentasche für derartige Fälle bereitgehalten hatte, wechselten den Besitzer und der Kerl eilte weiter, ohne sich erst mit Dankfagungen aufzuhalten. Gegen 3 Uhr nach-

mittags schien die Plünderung der Läden auch in der Vorstadt beendet zu sein, die Flutwelle der Marodeure war abgeebbt.

Man hätte nun beruhigt aufatmen können, wenn man nicht gewußt hätte, daß der Pöbel eine weit umfangreichere Aktion, als die Plünderung der Läden, geplant hatte, — es gingen recht verbürgte Gerüchte um, daß mit Einbruch der Dunkelheit auch Privatwohnungen geplündert und mit den Deutschen abgerechnet werden sollte. Man durfte also so etwas wie eine Bartholomäusnacht erwarten. In der That machten sich bald die ersten Anzeichen für eine neue Aktion bemerkbar, — hin und wieder begannen bewaffnete Banden, bestehend aus lettisch sprechenden Soldaten und Zivilisten, aufzutauchen, die Passanten Barschaften und Wertgegenstände abnahmen, in Privatwohnungen eindringen und unter Drohungen Geld verlangten, ohne sich übrigens an den erschreckten Einwohnern zu vergreifen. Eine solche Bande wurde an der Albertstraße energisch beschossen, als sie eine Haustür aufzubrechen versuchte, sie ergriff alsbald das Hasenpanier.

Diese Stunden gehörten mit zu den allerunangenehmsten des an Aufregungen überreichen Tages. Soudso viele Geschäftsleute hatten eben ihre Läden in Trümmerhaufen verwandelt gesehen und nun fühlten sie sich in ihren eigenen vier Wänden ernstlich an Gut und Blut bedroht. Das unablässige Krachen einschlagender Granaten, der Donner der Sprengungen und die an allen Ecken und Enden ausbrechenden Feuersbrünste taten ein übriges, um die Nerven auf das äußerste anzuspannen. Die Situation, die an die Widerstandskraft friedliebender Bürger die denkbar stärksten Anforderungen stellte, wurde dadurch keineswegs verschönt, daß zahlreiche lettische Dienstboten plötzlich ihre Sachen packten und auf und davon gingen, um, wie sie sagten, nicht in die Sklaverei der Deutschen zu fallen.

Es unterlag keinem Zweifel, man hatte noch schlimme

Dinge zu gewärtigen und beschloß daher, entsprechende Vorkehrungen zu treffen. Man verschloß vor allen Dingen die Haustüren und die Fensterläden und ergriff andere Maßnahmen zur Sicherung von Eigentum und Leben. In einigen Stadtteilen schritt man zur Bildung von Selbstschutz, doch war man insofern in Verlegenheit, als man nur über wenige Waffen verfügte, während die Räuberbanden bis an die Zähne bewaffnet waren.

Während man noch verhandelte und Rat zu schaffen suchte, hieß es plötzlich, die Deutschen seien da, und es vergingen keine zehn Minuten, da sah man in der Tat die ersten Kübelhelme in der Ferne auftauchen. Nun atmete man erleichtert auf, denn es war klar, daß man nun nichts mehr zu fürchten hatte.

Es hatte sich erwiesen, daß, während die Stadt von den Marodeuren heimgesucht wurde und der unter den maximalistischen Fahnen vereinigte gebildete und ungebildete Janhagel sich anschickte, die Nachlese zu halten, die Deutschen bereits in der Mitauer Vorstadt erschienen waren. Die ersten deutschen Trupps sind dort schon um neun Uhr morgens gesehen worden. Von der Mitauer Vorstadt gelangten sie, Hasenholm als Deckung benutzend, auf Böten, ein paar Schleppdampfern und über die gesprengten Eisenbahnbrücken in die innere Stadt.

Zu irgend nennenswerten Straßenkämpfen ist es nicht gekommen, denn wenn sich auch in der Stadt noch einige tausend russische Soldaten aufhielten, so waren diese entweder mit Plündern beschäftigt, oder aber sie hielten sich versteckt und krochen erst später aus ihren Schlupfwinkeln hervor, in denen sie sich schon seit Wochen als Deserteure, die sich mit Diebstahl, Raub und noch schlimmeren Dingen befaßten, verborgen gehalten hatten.

Riga war sozusagen ohne Schwertstreich den Deutschen ausgeliefert worden, wenngleich man immer wieder versichert hatte, daß die Deutschen nur über die Leichen ihrer

Verteidiger die Stadt betreten würden. Das war natürlich nur eine der wohlfeilen Phrasen, mit denen die revolutionären Blätter die Bevölkerung zu erfreuen pfl egten. Es erwies sich demnach wieder einmal, daß ein fein und großzügig angelegter Operationsplan dem Elan, wenn man einen solchen bei der revolutionären russischen Armee überhaupt noch voraussetzen durfte, überlegen war.

Während der „Iskosol“ der XII. Armee sein bombastisches Pronunziamento veröffentlichte und höhere Stabsoffiziere noch am Sonntagabend der festen Überzeugung, daß man Riga unbedingt werde halten können, Ausdruck gaben, hatten die Deutschen das rechte Dünaufer bei Ürküll vertrommelt und vergast; sie hatten dann am 1. September zwischen Borkowiz und Dünhof drei Pontonbrücken über die Düna geschlagen, starke Truppenabteilungen hinübergeworfen und waren bis zum Kleinen Jägel vorgestoßen, wo sie sich festsetzten. Wie der amtliche deutsche Bericht besagt, ließ das russische Oberkommando Regiment nach Regiment zum Gegenangriff vorgehen, doch erwiesen sich alle Bemühungen und Opfer als vergeblich, die Deutschen waren aus ihren Stellungen nicht nur nicht zu verdrängen, sondern sie erreichten bereits am 2. September den Großen Jägel und nahmen am 3. September die Petersburger Chaussee unter starkes Artilleriefeuer.

Während die Masse der aufgelösten XII. Armee in kopfloser Flucht nach Nordosten, in der Richtung nach Wenden, drängte, wehrte sich die russische Nachhut mit verzweifeltm Mute gegen den andrängenden Feind, der unter ihr furchtbare Verheerungen anrichtete. Am 3. September nahmen die Deutschen Riga und Dünamünde ein.

Wenn auch in der letzten Zeit vor der Einnahme Rigas von zuständiger Seite wiederholt auf einen möglichen Übergang der Deutschen bei Ürküll oder Friedrichstadt hingewiesen worden war, so ist Ort, Stunde und Wucht des deutschen Angriffes dem russischen Oberkommando doch völlig

unerwartet gekommen, andernfalls wäre den Deutschen nicht so überaus reiche Beute in die Hände gefallen. Sie fanden nicht nur in Riga volle Speicher vor, sondern hatten auch tagelang zu tun, um die Munitionskarren, Geschütze, Proviant und anderen Bedarf, der stellenweise die Ränder der Petersburger Chaussee berghoch bedeckte, zu sammeln und in Sicherheit zu bringen. Alles das deutet nicht nur auf den überraschenden deutschen Angriff und die Sorglosigkeit des russischen Oberkommandos, sondern auch auf die Unordnung des Abzuges und den panikartigen Charakter der Flucht der letzten Reste der XII. Armee, die ihren einstigen Ruhm revolutionären Hirngespinnsten, die zu ihrer völligen Entartung führten, zum Opfer gebracht hatte.

Man darf nicht an einen feierlichen Einzug der Deutschen mit wehenden Fahnen, Musik, Ehrenjungfrauen und ähnlichem denken, die Feldgrauen waren einfach da und machten weder feierliche noch überraschte Mienen, sondern taten so, als ob es die einfachste Selbstverständlichkeit von der Welt gewesen wäre, daß sie plötzlich da waren.

Der feste Tritt der deutschen Nagelschuhe verscheuchte die Dämonen, die sich unserer alten Stadt hatten bemächtigen wollen, — sie verschwanden in ihren Schlupfwinkeln, aus denen sie später zum Teil wieder hervorkrochen, um sich gefangen zu geben, die weitaus meisten konnten sich aber ungestört daran machen, ihren Raub in Sicherheit zu bringen, hatten sie doch unter den bestehenden Verhältnissen kaum ernstliche Verfolgung zu befürchten.

Der Einzug der Deutschen verscheuchte aber nicht nur die Banden der Plünderer in Zivil und Uniform, sondern er nahm auch den schweren Druck von uns, unter dem wir seit Jahr und Tag gelitten hatten.

Riga war mit einem Schlage wieder eine deutsche Stadt geworden; die zum Verbrechen gestempelte oder doch nur geduldete deutsche Rede konnte wieder frei erschallen, und sie erklang nun sogar aus dem Munde von Leuten, die noch vor einer halben Stunde den Deutschen Rache und Tod geschworen hatten.

Eine merkwürdige Gelenkigkeit entwickelten urplötzlich unsere wackeren Hausknechte, von denen die weitaus meisten die Streikhosen angezogen hatten, um auf dem Umwege einer auskömmlich geforderten Lohnerhöhung und entsprechenden Arbeitsverminderung ihre Menschenrechte zu wahren. Diese Herren, von denen nicht wenige sich am Pogrom aktiv oder als Wegweiser beteiligt hatten, griffen plötzlich wieder zu Besen und Schaufel und fegten die reichlichen Spuren der abgezogenen glorreichen revolutionären Armee sowie der zerstörenden Tätigkeit der vereinigten Marodeure vom Zivil und Militär fein säuberlich zusammen, worauf sie sich ein Pfeifchen ansteckten und mit den einquartierten deutschen Soldaten ein kleines Schwätzchen in den biderbsten Herzenstönen einer durch nichts zu erschütternden Freundschaft inszenierten. Freilich taten sie das eine wie das andere, d. h. das Straßensegen wie auch das Schwätzen, soweit sie nicht durch andere Pflichten in Anspruch genommen worden waren. Die vornehmste Pflicht des Augenblicks bestand aber in der Einheimsung von Vorräten, die man aus den fiskalischen Pächhäusern bezog.

Schon am Vormittage hatten die Sprengungen begonnen und währten bis etwa 6 Uhr, wo so ziemlich alles, was in Brand gesteckt und gesprengt werden konnte, vernichtet war. Den ganzen Tag hindurch lagerten über der Stadt schwere Rauchwolken und man sah ringsum die Flammen hoch auflodern. Die Vorrathshäuser, die die russische Armee nicht hatte leeren können, brannten wie riesige Fanale. Von Zeit zu Zeit ertönten gewaltige Detonationen, die die Gebäude erschütterten und die Fenster Scheiben in den benach-

barten Häusern herabrieseln ließen. Man sah die Packhäuser des Dünaburger Bahnhofs, des Güterbahnhofs, sowie die Holzbrücke in hellen Flammen stehen; dann flammte die Pohlesche Fabrik auf; es brannte im Bezirk des Bahnhofes Riga-Ufer, Weidendamm und jenseits der Düna. Das ganze Villenviertel im Kaiserwalde schien in Flammen zu stehen, und schließlich sah man die Stadt von einem Ringe von Feuerherden und gewaltigen Rauchwolken umgeben, aus denen in kurzen Zwischenräumen die Flammengarben der Explosionen hervorschoßen.

Es war ein schauerlich schönes Bild, würdig des Pinsels eines Wereschtschagin, diese vielfarbigen Rauchmassen, die in ununterbrochener Folge wie aus einem Riesenkrater himmelan quirlten und wohl auf viele Werst sichtbar gewesen sein müssen. An manchen Stellen, wo Fette, Petroleum, Benzin usw. eingelagert waren, entwickelte sich eine Höllenglut, in der schwere eiserne Träger schmolzen und das Mauerwerk zerbröckelte. Die häufigen Explosionen schleuderten Konstruktionsteile, Mauerwerk und einen Sprühregen von Funken in die Luft.

Es war ein Glück, daß es beinahe windstill war, sonst hätte die Feuersbrunst unbedingt unabsehbare Umfänge annehmen müssen. An Löschen war um so weniger zu denken, als die Feuerwehrkommandos gleichfalls von der maximalistischen Propaganda infiziert gewesen waren und die Zahl der Mannschaft hatte vermindert werden müssen. Dank dem stillen Wetter beschränkten sich die Brände mit ganz geringen Ausnahmen auf die Lagerhäuser, ohne daß sie weiter um sich gegriffen hätten. Ein ganz leiser Luftzug trieb von Zeit zu Zeit den Rauch nach Nord ab, so daß man in der Stadt frei atmen konnte, während man unter dem Winde im Gestank brennenden Fettes, Zeuges, Leders und tausend anderer Waren zu ersticken vermeinte.

Als ich gegen 10 Uhr abends auf dem Turme des Hauses Kabliß, einem der höchsten Punkte der Stadt, stand, da

bot sich ein Anblick von unvergeßlicher Großartigkeit: soweit das Auge reichte, sah man die Stadt von einem brodelnden Feuermeer umkränzt; nach Westen und Nordwesten konnte man drei Feuerringe unterscheiden, am übrigen Horizont sah man nur in großer Ferne hellen Feuerschein oder drohende Rauchwolken aufsteigen, der ausgedehnteste Feuerherd schien in der Richtung des zweiten Weidendamms zu verlaufen, sehr stark brannte es auch an der Petersburger Chaussee; von dorthier hörte man auch noch immer dumpfe, schwere Detonationen erschallen. Zum Teil waren das noch Sprengungen, zum Teil aber die Detonationen der Granaten, die aus Dünamünde aus schwerkalibrigen Geschützen auf die Petersburger Chaussee gefeuert wurden und unter der fliehenden Menschenmenge furchtbare Verheerungen angerichtet haben sollen.

Erst jetzt, nach Eintritt der Dunkelheit, zeigte sich der Brand der Lagerhäuser, wenn man sich so ausdrücken darf, in seiner ganzen elementaren Schönheit. Er spielte in allen Nuancen vom dunklen Karmin bis zu einem stechenden Goldgelb. Hier züngelten die Flammen noch hoch auf und spiegelten sich in den dunklen Wassern der Düna, die mitunter aufglühten wie flüssiges Erz, dort verglommen qualmend, oder hell brennend die letzten Überreste wie ein riesiges Kohlenfeuer. Von dem hellen Hintergrund der Brandstätten hoben sich die Silhouetten der dunklen Häusermassen scharf umrissen ab.

Es war, wie gesagt, ein unvergeßliches Bild, das die Kriegsfurie mit gewaltigem Pinselstriche in Flammenzügen hingeworfen hatte.

Bevor die Lagerhäuser am Güterbahnhof in Brand gesteckt und gesprengt wurden, durfte die Bevölkerung sich von den aufgespeicherten Vorräten nehmen, was sie mochte. Das ließ sie sich natürlich nicht zweimal sagen. Es war verwun-

derlich, wie schnell die erfreuliche Mär in der Stadt sich verbreitete und welche Völkerwanderung zum Güterbahnhofe sich alsbald entwickelte. Mit Säcken, Beuteln und Körben, Behältnissen jeder Art, strömten die Leutchen von allen Seiten herbei, doch wie staunten sie, als sie gewahr wurden, daß die ärmlichen Transportmittel, die sie mitgebracht hatten, die Menge der guten Sachen, die zu ihrer Verfügung gestellt wurden, nicht zu fassen vermochten! Durfte man doch hineingreifen in die reichen Vorräte, und wo man sie packte, da waren sie interessant. Da gab es Mehl ohne Ende, Grützen, Dörrgemüse, Zucker, Petroleum, Butter, Biskuits, Obst, Fette aller Art, Öle, Schokolade, Tabak, Hartbrot, Konserven, Leder, Eisenwaren, Sattelzeug und tausend andere Dinge, die berghoch aufgestapelt lagen und nun vernichtet werden sollten, wenn man sich ihrer nicht annahm.

Man wußte nicht, wonach man zuerst greifen sollte, denn alle die guten und kostbaren Dinge konnte man in diesen knappen Zeiten nur zu gut gebrauchen, und wenn man sie nicht selbst gebrauchen konnte, so konnte man sie mit Vorteil verkaufen, denn was hat heutzutage nicht Wert, woran kann man nicht verdienen? Man griff also frisch zu. Man belud sich mit Mehl, oder Zucker, oder Konserven, brachte sie draußen in Sicherheit und holte alsbald neuen Vorrat. Es geschah freilich, daß irgendein Desperado die zusammengehamsterten Vorräte abgeholt hatte, während der Eigener in den Speichern weilte, aber dem half man bald ab, indem man sich organisierte, d. h. einige Personen holten die Waren, während andere sie bewachten.

Ganze Familien wanderten in corpore zum Bahnhof, und wer nahe wohnte, der durfte das Schicksal preisen, denn er konnte das Eingeholte zu Hause bergen und immer wieder neue Beute holen. Doppelt glücklich aber war der, der einen Gaul nebst Wagen sein eigen nennen durfte; solche Leute beluden ihr Gefährt bis zu Turmes Höhe und dann eilten sie davon, wie auf Doktor Fausts Zaubermantel,

um so schnell wie möglich zurückkehren zu können, denn so viel man auch von den Vorräten nehmen mochte, sie schienen sich doch nicht zu vermindern.

Und man räumte doch wirklich gründlich unter ihnen auf. Nicht nur arme Menschen holten sich, was ihr Herz begehrte, sondern man sah auch Hunderte von mehr als wohl-situierten Bürgern, die schwer beladen nach Hause eilten. Man sah würdige Familienväter unter der Last von schweren Mehlsäcken keuchen, sorgende Hausmütter Blechbüchsen mit kostbaren Ölen vor sich herrollen, zarte Haustöchter Sattelzeug, oder gar ein Bündel Hufeisen schleppen, — mögen diese den Mädchen Glück gebracht haben! Man befand sich in einer Zauberhöhle, die sich ohne Aladins Lampe aufgetan hatte und keine Dämonen wehrten den guten Leuten, im Gegenteil, die Soldaten und Offiziere, die die Sprengung zu beaufsichtigen hatten, mahnten, nur ja recht viel fortzubringen und das recht rasch zu besorgen, da sie bald ans Werk schreiten müßten.

Man arbeitete mit fieberhaftem Eifer und bedauerte aus tiefstem Herzensgrunde, daß man nicht als Vierhänder geboren war. Ein solcher erschien zur allgemeinen Verwunderung und zum Entsetzen der Weiblein aus dem Volke im hohen Sparrenwerke eines der Pächhäuser und schaute grinsend und zähnefletschend auf das geschäftige Treiben im Raume herab. Woher der große Affe, der dort oben sein Wesen trieb, gekommen, das wußte kein Mensch, man kümmerte sich auch nicht weiter um ihn, denn man hatte Wichtigeres zu tun. Selbst die Weiblein, die beim Erscheinen des garstigen Tieres laut aufgekreischet hatten, der Gottseibeius sei erschienen, beruhigten sich wieder und füllten nur emsig ihre Säcken. Das hätten sie wohl auch getan, wenn Beelzebub in Person unter das Volk getreten wäre, man hätte sich um ihn ebensowenig gekümmert, wie um das Krachen der Granaten und die Sprengungen in den benachbarten Speichern oder um das Heulen der Flammen rings

um den Bahnhof. Aber schließlich mußte man doch, wenn auch mit schwerem Herzen, verzichten, — die Soldaten wollten nicht mehr warten, sie übergossen die noch erhaltenen Vorräte mit Petroleum und setzten sie in Brand. Bald donnerten die ersten Sprengungen durch den Speicher, und nun flüchteten auch die letzten Tapferen, die noch immer ihre Säcke gefüllt hatten. Sie mußten trauernd zuschauen, wie Waren im Werte von vielen Millionen in Flammen aufgingen. Freilich durften sie sich mit dem Bewußtsein trösten, daß sie sich mit Vorräten für einige Wochen, vielfach sogar für einige Monate hatten versorgen dürfen.

Der nachdenkliche Beobachter konnte hier, in den Lagerhäusern, mit Genugtuung konstatieren, daß der Menschheit, wenn sie sich ohne alle Konvenienzen gibt, Standes- und Klassenunterschiede fremd sind. Wie friedlich arbeitete und keuchte hier alles nebeneinander und durcheinander. Wie gern half der düstere Maximalist dem sanften Ordnungsparteiler das Päcklein aufzäheln, wie rührend einheitlich wirkten Federhüte neben den weißen Tüchlein, der Schmierstiefel oder die Pastel neben dem englischen Chevreauastiefel! Ich überlasse das weitere Ausspinnen dieser Gedankengänge meinen Lesern . . .

Leider mußte dieses Idyll mit dem starken heroischen Einschlag von Kanonendonner und Explosionen ein Ende nehmen. Der Vorhang fiel über dem Zipfelchen unverfälschten Menschentums, das sich hier geoffenbart hatte . . .

Die Deutschen waren also da und waren zur rechten Zeit gekommen, denn wehe uns, wenn die Stadt über Nacht oder gar noch für einige Tage in der Gewalt der Marodeure und des plündernden Pöbels geblieben wäre! Freilich organisierten deutsche Kreise Selbstschutz, aber wie wirksam dieser hätte sein können, bleibt dahingestellt, denn man

darf nicht vergessen, daß die zarische Regierung uns alle Waffen bis auf Jagdflinten abgenommen hatte, während die Plünderer mit Schieß- und Hieb- waffen, sowie mit Handgranaten und anderen Mordwerkzeugen überreichlich versehen waren und nicht nur die Absicht hatten zu plündern, sondern auch ihr Mütchen an allen Deutschen zu kühlen. Man darf also wohl mit allem Recht annehmen, daß wir eine Schreckensnacht zu durchleben gehabt hätten, wenn eben die Deutschen nicht schneller als man das hätte erhoffen dürfen, die Stadt besetzt hätten.

Um so größer war natürlich die Freude und um so herzlicher wurden Männer begrüßt, die uns von dem Pöbel, der sich in den letzten Tagen souverän gefühlt hatte, sowie von dem plündernden Abhub der russischen Armee befreit hatten. Man überschüttete die müden Sieger mit Blumen, Einladungen und Fragen, namentlich mit den letzteren. Man verlangte nicht nur von den Offizieren, sondern auch von jedem Gemeinen möglichst ausführlichen Bericht über die strategische und politische Lage; sie sollten Aufklärung über die wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland und Kurland geben und womöglich Nachrichten über Verwandte und Bekannte hüben und drüben bringen.

Die Bestürmten mußten zuschauen, wie sie sich aus der Affäre halfen; im allgemeinen hielten sie dem Schnellfeuer der Fragen tapfer stand und ließen sich selbst durch die, sagen wir, naivsten Fragen nicht aus ihrer liebenswürdigen und reservierten Haltung bringen, wenngleich dazu eine Geduld und Nachsicht gehörte, die das Normalmaß weit überstieg.

Die Deutschen hatten sich fabelhaft schnell in der Stadt orientiert; sie bewegten sich bereits nach wenigen Stunden mit einer Sicherheit in der ihnen fremden Stadt, als ob sie in ihr immer zu Hause gewesen wären. Bis spät in die Nacht hinein sah man allenthalben plaudernde Gruppen; das Wetter war mild, am Himmel leuchtete der Mond und für

weitere Beleuchtung sorgte der noch immer rote Glanz der Feuersbrünste, der die Wände und Dächer der Gebäude mit einem magischen Schimmer übergoß.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß an diesem Abend so manche gute Flasche geleert und so manche Seltzigarre in Brand gesteckt wurde, und zwar nicht nur in deutschen Kreisen, sondern auch von Russen und Letten, die den Einzug der Deutschen, wenn vielleicht auch mit gemischten Gefühlen, so doch als die erwünschte Befreiung von der bedrohlich sich gestaltenden Zwingherrschaft des Pöbels begrüßten und nun nicht mehr um Leben und Habe zu bangen brauchten.

Man genoß nach all den Aufregungen und Erregungen des Tages den stillen Frieden des Abends, in den in der Ferne verhallend das Grollen des Kampfes hineinklang. Gegen Mitternacht veränderte sich freilich die Szenerie, der Wind, der bisher leise gegen Nord geblasen hatte, schlug plötzlich um und versteifte; es zogen Gewitterwolken auf, und bald begann es tüchtig zu regnen, — auch in dieser Beziehung bewährte sich die glänzende Organisation der deutschen Armee, — der Regen besorgte das Ablöschen der unzähligen Brandstätten, das unter anderen Umständen sehr viel Arbeit erfordert hätte.

Am nächsten Tage, Dienstag, den 4. September, strahlte die Sonne wieder heiter über der Stadt. Von allen den Schrecken des vorhergegangenen Tages war nichts mehr nachgeblieben als einige dünne Rauchwölkchen, die sich hier und da noch aufkräuselten und ein leichter Brandgeruch, der zeitweilig über die Stadt wehte; der Donner der freipierenden Granaten war verhallt, desgleichen die gewaltigen Schläge der Sprengungen. Man empfand nach dem Höllenlärm der letzten Tage und nach der ungeheuren Nervenanspannung die Stille doppelt wohligh. Man begrüßte die Abwesenheit der „Towarißtschi“, ihrer roten Sezen, sowie

ihres Begröhls und Gedudels, das zu einer wahren Stadt-
plage geworden war. Man sah sie weder an den Waggonen
der Tram hängen, noch vor den Haustüren und in den An-
lagen lungern, oder in den öffentlichen Gärten dem Karten-
spiel frönen und poussieren, — sie waren von der Bildfläche
verschwunden, gleichwie Iskosol, Iskorad, Maximalisten und
Minimalisten, Internationalisten und andere Organisations-
gruppen, die gehofft hatten, das Blaue vom Himmel herunter-
holen zu können, verschwunden waren. Verschwunden waren
zum größten Teil auch die absonderlichen Hüter der öffent-
lichen Ordnung, die berühmten Milizionäre, diese närrische
Grimasse einer Ordnungsmannschaft. Was war nicht alles
in dieser einen Nacht verschwunden, und was war nicht wie-
der in seine Rechte eingesetzt worden! Wir durchlebten zau-
berhafte Wandlungen, eine ganz ungeahnte Umwertung der
Werte, eine völlige Verschiebung der politischen, militärischen
und sozialen Verhältnisse. Waren wir doch nun von dem
gewaltigen russischen Hinterlande, mit dem wir seit Jahr-
hundertern durch tausend und aber tausend Fäden verbunden
gewesen, mit einem Schlage abgeschnitten und in die Lage
eines auf seine eigenen kümmerlichen Hilfsquellen angewie-
senen isolierten Staates versetzt worden.

Am Nachmittage gab es Platzmusik. Man hörte nach
langer Zeit wieder die vertrauten deutschen Weisen, man sah
wieder farbige Mützen, man sprach wieder deutsch, ohne daß
man befürchten mußte, von einem Rowdy brutalisiert zu
werden. Das Leben gelangte unglaublich rasch wieder in
das alte Geleise. Es hatte sich nur ein blitzschneller Deko-
rationswechsel vollzogen, es hatte sich lediglich eine Epi-
sode der gewaltigen Welttragödie, die in ehernem Rhythmus
weitergeht, abgespielt.

Ein Dekorationswechsel! Statt der saloppen, defolletierten
Towarischtschi flanierten nun stramme deutsche Soldaten über
die Boulevards, sie hatten nach Soldatenbrauch Anschluß ge-
sucht und ihn auch ohne weiteres gefunden. Statt dem er-

träumten sozialistischen Freiheitsdusel funktionierte eine straffe Rechtsordnung; statt „Latwija“ hieß es nun deutsches Okkupationsgebiet.

Eine ganz ungeahnte Verwandlung vollzog sich in wenigen Stunden; der Proletenkoller, der die große Masse der Bevölkerung erfaßt hatte und uns das Leben vergällte, war mit einem Schlage wenigstens äußerlich weggewischt. Daß die Herren Arbeiter, die sich als die eigentlichen Herren der Betriebe gefühlt und sich auch als solche gebärdet hatten, sowie die edle Weiblichkeit, die für acht Stunden Arbeit vier Rubel einzusteden gewohnt war, den Wandel der Dinge mit tiefem innerlichem Grollen begrüßten, erscheint ebenso verständlich, wie die Bestürzung jener extremen Parteien, die gehofft hatten, den Bourgeois ein für allemal den Gar aus zu machen und das zu verwirklichen, was ihnen in den Jahren 1905 und 1906 nicht gelungen war. Alle diese Maulhelden, deren Wahnwitz nur von ihrer unermesslichen Unverschämtheit überboten wurde, verschwanden von der Bildfläche, jedoch nicht vom Erdboden. Sie sind zum Teil geflohen, zum Teil aber setzen sie ihre Wühlarbeit in aller Stille fort. An Gläubigen dürfte es ihnen nicht fehlen, denn das Evangelium, das sie verkünden, war nicht nur vielverheißend gewesen, sondern es hatte seinen Anhängern im Laufe einiger Monate goldene Früchte getragen. Die in fraßenhafte Pöbelherrschaft ausgeartete und in brutalstem Egoismus versandete, in ihrem Kern überwältigend großartige russische Freiheitsbewegung hatte für Riga ein Ende gefunden.

Der Pendel, der weit nach links hinausgeschwungen hatte, kehrte in seine normale Lage zurück; das Uhrwerk, das durch sieben Jahrhunderte funktioniert hatte, bekam wieder ruhigeren Gang; der Alp, der seit Monaten auf Riga gelastet hatte, war geschwunden, man durfte die Rückkehr des gesunden Menschenverstandes dankbaren Herzens begrüßen.

Das Leben trat rasch in seine vielgestaltigen Rechte, es rollte weiter und kümmerte sich nicht viel um diejenigen, die unter die Räder geraten waren. Man brachte die zertrümmerten, noch von Schutt und Unrat angefüllten Läden schnellstens in Ordnung. Die einen waren ungeschädigt aus dem Taifun entfesselter Bestialität hervorgegangen, während die anderen alles verloren hatten und nun die traurigen Trümmer ihrer Habe zusammenkehren mußten. Der Handel ging weiter, — aus den Ruinen blühte neues Leben, lockte neuer Gewinn. Die Eroberer durften sich mit allem versorgen, wonach ihr Sinn stand, und sie durften nebenbei vor Staunen erstarren, als sie hörten, welche Preise man ihnen abverlangte. Man inszenierte eine Orgie der Preissteigerung für sämtliche Waren, die alles, was wir in dieser Beziehung erlebt hatten, und was hatten wir nicht erlebt! weit hinter sich ließ. Die trotz dieser wucherischen Preistreiberei enorm gesteigerte Nachfrage brachte es mit sich, daß in wenigen Tagen ganze Warenkategorien aus dem Verkehr verschwanden.

Zu der Zeit, als diese kleine Skizze niedergeschrieben wurde, waren die Schädigungen, die die Einnahme der Stadt mit sich gebracht hat, noch nicht amtlich festgestellt worden, immerhin darf man sagen, daß der schwere Tag für Riga ungemein günstig verlaufen war. Die Zerstörungen, die die deutschen Granaten angerichtet hatten, waren relativ gering; unter Umständen hätte das Bombardement noch ganz andere Umfänge annehmen können und wohl auch müssen. Auch die Sprengungen, unter denen vorzugsweise fiskalische Gebäude und Anlagen gelitten hatten, fielen nicht allzu schwer ins Gewicht; wenn die abziehenden russischen Truppen zielbewußter vorgegangen wären, oder die zu den geplanten Sprengungen erforderliche Zeit zur Verfügung ge-

habt hätten, dann würde sich Riga wohl in einem wesentlich anderen Zustande dargestellt haben, als gegenwärtig.

Freilich sind Millionenwerte vernichtet worden, und es wird vieler Jahre und bedeutender Geldopfer bedürfen, um die Spuren der Sprengungen und Brandlegungen endgültig zu verwischen, aber, wir wiederholen es, es hätte viel, viel schlimmer werden können. Dasselbe muß auch von den Plünderungen gesagt werden, denen man seit Monaten mit Besorgnis entgegengesehen hatte und die nun so überraschend, ebenso überraschend wie die Aufgabe der Stadt, gekommen waren. Auch die Marodeure haben Millionenwerte entweder geraubt oder sinnlos vernichtet. Der Schaden wäre aber gewiß weit größer gewesen, wenn die Sturmflut nicht so rasch verebbt wäre. Was uns drohte, ist im Vorgehenden angedeutet worden.

Nehmen wir nun alles in allem, so darf Riga sich beglückwünschen, so wohlfeil davongekommen zu sein. Der Himmel hat die Stadt gnädiglich vor den Greueln der Zerstörung, der unsäglichen Not und dem furchtbaren Elend bewahrt, die die Belagerung und Eroberung Rigas durch Scheremetew mit sich gebracht hatte.

Die schwersten Schädigungen hatte Riga im Vorsommer 1915 zu erleiden gehabt, als die gesamte, gewaltige Industrie, die großen Handelsfirmen, Schulen und Regierungsinstitutionen, Banken und Vorräte aller Art evakuiert wurden, und der Puls des Geschäftslebens beinahe vollständig aussetzte.

Auf viele hundert Millionen dürften auch die Schädigungen einzuschätzen sein, die von der russischen Armee sowohl in der Stadt selbst, als auch namentlich in den Strandorten und sonstigen Sommerfrischen, insbesondere aber in den städtischen Forsten verursacht worden sind. In dieser Beziehung hatte die russische Armee sich im Laufe von 200 Jahren nicht im geringsten verändert. Wenn man die in den Urkunden der Stadt Riga aus den Jahren nach der Er-

oberung durch Scheremetew enthaltenen unzähligen Klagen über die von Soldaten begangenen Übergriffe liest, dann ist man geradezu erstaunt, wie sehr sich die Verhältnisse von damals mit den heutigen decken. Unter den Nachwirkungen dieser Schädigungen, die Riga aus einem blühenden, reichen Gemeinwesen in eine tote, mit Schulden überlastete Stadt verwandelten, wird Riga noch durch Generationen zu leiden haben. Die tiefen Wunden, die der Weltkrieg geschlagen und die bei fast allen von uns bis ans Lebensmark gegangen sind, werden auch dann noch nicht verharscht sein, wenn unser Name schon längst Schall und Rauch geworden sein wird und unsere Urenkel die Pflugfurche durch die alte Heimaterde ziehen werden.

Neue zeitgemäße Bücher
aus C. F. Amelangs Verlag in Leipzig

Das Unterseeboot im Kampfe

20. Tausend. Leicht kartoniert M. 2.—, gebunden M. 3.—

„Das Buch enthält eine vollständige Darstellung der Einrichtungen eines Unterseebootes, seines Wirkens, seiner Entwicklung und Zukunft. — Einige 30 Einzelbilder, die sehr gut ausgewählt sind, tragen wesentlich zum Verständnis bei. Daß auch Torpedos und Seeminen in Kürze ähnlich behandelt sind, ist ein fernerer Vorzug. — Die Arbeit kann als eine der besten auf dem schwierigen und jetzt jeden so fesselnden Gebiet bezeichnet und ganz besonders empfohlen werden. Auch die Kenner und Techniker werden manch Neues aus diesem Büchlein erfahren.“

Vizeadmiral a. D. Kirchhoff in der Tögl. Rundschau.

Im belagerten Przemysl

von J. von Michaelsburg

10. Tausend. Leicht kartoniert M. 2.—, gebunden M. 3.—

Diese Aufzeichnungen rühren von einer hochherzigen Frau her, die in Przemysl das Zeichen des Roten Kreuzes getragen hat. Es drängte sie, dem Gatten, der im Dienste des Vaterlandes in einem dortigen Spital wirkte, zu folgen und auch ihre weibliche Kraft der großen Sache zu widmen. Die Tagebuchblätter sind „mitten im Herzen eines gewaltigen Erlebens geschrieben. Sie sind geschrieben beim dröhnenden Lied der schweren Geschütze, das Tag und Nacht die einsame Feste umbrandet. Sie sind geschrieben, während die russischen Schrapnells über die Stadt hinpfeifen, die Fliegerbomben das Straßenpflaster aufreißen, im Angesicht von Hunger und Tod.“

Im Hexenkessel bei Chalons

Kriegsabenteuer von Georg Heidemark

In farbigem Umschlag geheftet M. 1.—

Inhalt: Das Eiserne. — Mein Bursche. — M. G. K. — Der Professor. — Leibjäger Klette.

Suchte Heidemark in seinen „Männern“ mit reger Phantasie den Schleier zu lüften von dem, was unsrer wartete, so stellt er uns hier der furchtbaren Wirklichkeit gegenüber, seinen Erlebnissen in dem großen Ringen an der Westfront, in dem berüchtigten „Hexenkessel“ von Chalons. Es sind kurze, spannende Erzählungen von Patrouillenfahrten, von Ritten bei Tag oder dem Beschleichen des Feindes in finsterner, stiller Nacht — immer dicht am Tode vorbei. Aber auch der Humor stellt sich inmitten der ernstesten Erlebnisse ein.

Kan an den Feind

von Graf Bernstorff, Korvettenkapitän a. D.

12. Tausend. Kart. M. 2.—, geb. M. 3.—

Inhalt: Deutsche Treue. — Auf dem Posten geblieben. — In Qualm und Rauch. — Hinunter. — Der Albatros. — Das Vorbild. — Sein Leutnant. — Über alles der Dienst.

Ein Seitenstück zu den Kriegsnovellen eines Liliencron könnte man mit Recht diese Bilder aus dem Marineleben nennen.

Stuttgarter milit. Blätter.

Dieses schneidige, durchaus tüchtige Buch des bekannten Marine-schriftstellers schildert anschaulich und lebenswahr die vielen Gefahren, die den Seemann täglich, ja stündlich bedrohen und so seinen Beruf zu einem der schwersten, gefahrvollsten und verantwortungsreichsten machen.

Die Flagge.

„Männer“ von Georg Heidemark

20. Tausend. Kart. M. 2.—, geb. M. 3.—

Inhalt: Fliegers Tod. — Der Militärattaché. — Die Russen vor den Toren. — Ausgeräuchert. — In geheimer Mission. — Liebesopfer. — Reservist Hoppens.

Sieben spannend geschriebene Momentbilder aus dem Soldatenleben schildern die hohen Aufgaben des Soldatentums in einer von männlichem Ernste getragenen Auffassung. Durch aufopfernde Hingabe für die Interessen des Vaterlandes, durch Treue und selbstlose Pflichterfüllung sich auszeichnende Charaktere führt uns der Verfasser vor Augen, und zeigt an den aus dem Leben geschöpften Bildern die hohen Anforderungen, die der moderne Krieg an Offiziere und Mannschaften stellt.

Dr. B. in der Neuen Preussischen (✱) Zeitung.

Selbsterziehung zum Tod fürs Vaterland

Aus den nachgelassenen Papieren des Kriegsfreiwilligen

Prof. Udo Kraft

geboren im Kriegsjahr 1870, gefallen am 22. August 1914

7. Tausend. Kart. M. 1.—, geb. M. 1.50.

So deutsch gelebt und deutsch im Tode erfüllt ward selten eines Menschen Leben, und deshalb wächst einem das Büchlein ans Herz. In diesem einen deutschen Mann war alles restlos vereint, was wir am ganzen deutschen Volke erlebt haben und immer noch erleben. Er ist in seinem Dasein und in diesem Büchlein unser aller Spiegel. Erich Oesterheld im „Eckart“.

Müller, Die eisernen Kameraden

3. Tausend. Leicht kart. M. 2.—

Inhalt: Die eisernen Kameraden. — Der Tunnel. — Das Kabelstück. — 30000 PS. — Ein Auto in der Minute. — Petroleum. — Als es im Geldschrank lebendig wurde. — Der Panzerzug usw.

Es ist das gewaltige Lied der Arbeit, das hier mit kraftvoller Phantasie gesungen wird, der Widerhall unserer technischen Erfolge über und unter der Erde, der Leben gewordenen, mit tönendem Munde redenden Dampfhämmer, Dynamos und Turbinen, der Hochöfen und Fördertürme, der Kabel und Tunnelanlagen. Auch hier verrät sich wieder das besondere Talent von Fritz Müller, scheinbar unschönem, mechanischem alltäglichem Getriebe der industriellen Arbeit neue, ungeahnte, märchenhaft anmutende Seiten dichterisch abzugewinnen. Kölnische Zeitung.

Deutsche Frauen

Bilder stillen Heldentums von Thea von Harbou

22. Tausend. Kartoniert M. 2.—, gebunden M. 3.—

Die „Bilder stillen Heldentums“ sind eine köstliche Gabe von höchster psychologischer Feinheit; nicht die lauten, oft so weiblichen „modernen Frauen“ haben es der Verfasserin angetan; den „stillen, im Leiden und Ertragen sich offenbarenden Helden Sinn der deutschen Frau“ will sie uns schildern. Eine Novelle, wie z. B. „Die Kerze“, kann nach Inhalt und Form als literarisches Meisterwerk bezeichnet werden; möchte die Verfasserin aus der Tiefe ihres Gemüts uns noch manche Schätze schenken.

Dr. M. K. im Reichsboten-Berlin

Deutsche Art

Herausgegeben von Horst Schöttler

3. Tausend. Gebunden M. 3.—

Dieses Sammelbuch ist so reich an Gaben, daß man nicht weiß, wohin man langen soll. Das Schönegeistige, das Dichterische gibt dem Büchlein seinen Glanz, aber die eigentliche Tiefe liegt in den knappen Proben in Prosa, die sich über die ganze Geschichte des deutschen Volkes erstrecken, von Arminius und Karl dem Großen bis in unsere Tage reichen und das Leben auf allen Gebieten spiegeln. Aus unbekanntem, schwer zugänglichen Quellen ist da manches Goldforn geschöpft, aus verwehten Blättern Bleibendes festgehalten. Nicht ein Hauch von Chauvinismus weht durch die Blätter dieses Buches, das voll inniger, herzlicher Zeugnisse deutscher Art ist.

Adam Müller-Guttenbrunn.

Luftkruzer im Kampf

Adolf-Victor von Koerber (Dolf von Korb)

8. Tausend. Leicht kart. M. 2.—

Mit glänzender Sachkenntnis, die er in bevorzugter Stellung gewonnen, und mit feiner bewährten Kunst anschaulicher und spannender Darstellung führt A.-V. von Koerber in das Leben und die Arbeit an Bord des Luftkruzers ein. Den Luftkrieg der Heeres- und Marine-Luftschiffe, vereinigt mit Flugzeugen, Flottschiffen und Unterseebooten, lernen wir in allen Phasen kennen. In dichterischer Einkleidung dürfen wir Dinge sehen, die in tatsächlichen Berichten zu lesen uns heute versagt ist, und das Kapitel „Der schwarze Tag“ läßt uns eine der furchtbaren Fahrten ins Herz von London miterleben. — Ueber das Technische hinaus hat A.-V. von Koerber versucht, uns die Schönheit der Luftfahrt im Sturm, Sonnenschein, Gewitter und Wolkenmeer zu schildern. Damit wird dem Werk ein bleibender Wert gegeben, denn so wie er hat noch kein Dichter in der Luft geschwebt, und derartig ist der gewaltige Stoff noch nie behandelt worden.

Feldflieger an der Front

Adolf-Victor von Koerber (Dolf von Korb)

8. Tausend. Leicht kart. M. 2.—

Wer sich einen Begriff davon machen will, was „Fliegen“ heißt, was der Feldflieger für herrliche Taten draußen vollbringt, dem sei das Werk wärmstens empfohlen. Der Laie wird in dem Buche in einer ebenso gründlichen wie fesselnden Weise aufgeklärt, und der Sachmann wird mit Genugthuung feststellen, daß es ein „Kollege“ ist, der diese reizvollen Bilder von Feldfliegern entrollte, und wird vieles lernen können oder seine eigene Erfahrung bestätigen finden. A.-V. v. Koerber — selbst mit dem Eisernen Kreuz geschmückt — hat denen da draußen, die jede Minute, jede Stunde, Tag und Nacht ihr Leben in die Schanze schlagen, ein bleibendes Denkmal gesetzt, wie es schöner nicht sein könnte. Dr. Dietrich-Helfenberg im Dresdner Anzeiger.

Geschichte des Siebenjährigen Krieges

von J. W. Archenholz

Umgearbeitet von Oberst a. D. von Duvernoy

2. Auflage. Leicht kart. M. 3.—, gebunden M. 4.—

Wenn ein Vorgang mit dem heutigen Vernichtungskampfe der ganzen Welt gegen Deutschland verglichen werden kann, so ist es das gewaltige Ringen von ganz Europa mit dem kleinen Preußen und seinem großen König, das uns dies klassische Buch schildert. — „Wir begrüßen dankbar den „Archenholz-Duvernoy“ nicht nur als interessanten Stoff für Unterhaltung und Belehrung, sondern hauptsächlich auch deshalb, weil wir aus ihm Mut für die Zukunft schöpfen können...“ schrieb der Schwäbische Merkur prophetisch vor dem Kriege.

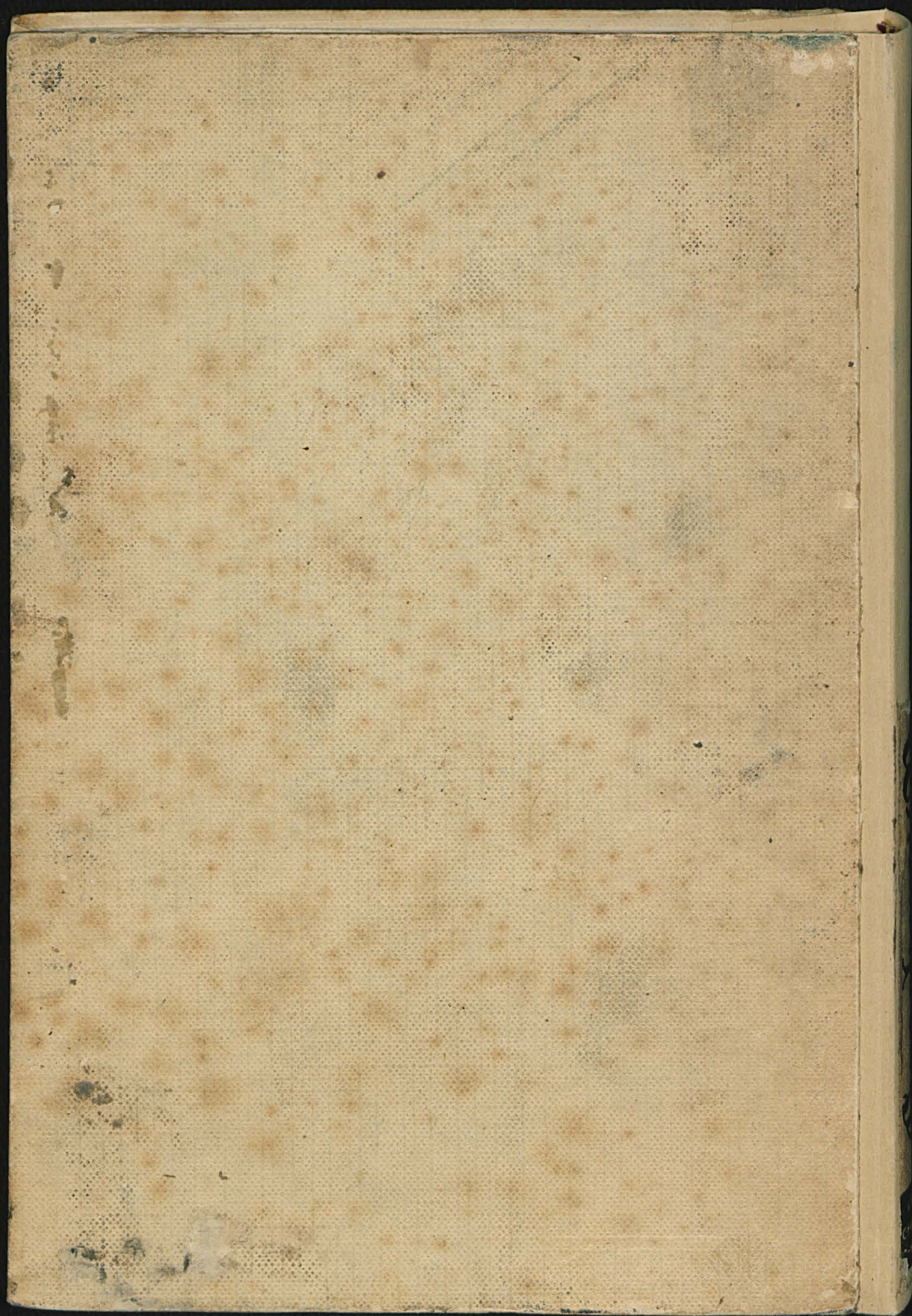
Die hier angezeigten Bücher können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Kataloge des Verlags und Prospekte kostenlos.

BK

SBB



N12<155715024010

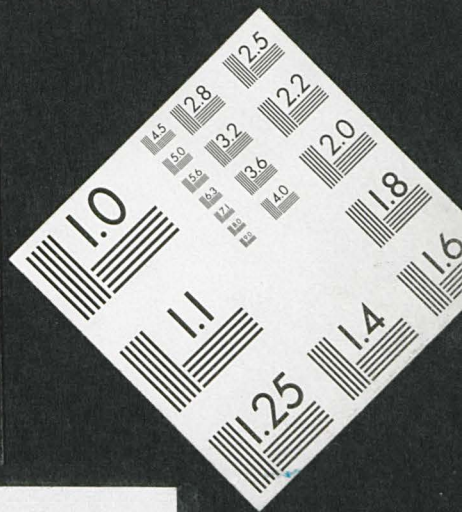


K 1917.5171

Russische Schattenbilder aus Krieg und Revolution

von

Oskar Grosberg



Staatsbibliothek
zu Berlin

Preußischer Kulturbesitz